Ingrid von Heiseler
Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt

Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt

Ingrid von Heiseler

Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt

Kürzere Texte

Ich gehe jetzt und öffne ihn.

Impressum
Ingrid von Heiseler
Am Mühlengraben 22
38440 Wolfsburg
Telefon: 05361 22874
ingridvonheiseler@t-online.de
www.ingridvonheiseler.de

Cover-Foto: Ingrid von Heiseler

Haustür am Vrijthof in Maastricht, Niederlande, links von der Kirche Servaas (Basilika von St. Servatius). Ein Teil der Kirche spiegelt sich rechts in der Scheibe.

„Es gibt kein so schlechtes Buch“, entgegnete der Baccalaureus, „das nicht etwas Gutes enthielte!“

Inhalt

Schriftstellerei 9
Generationen 11
Selbst gemacht 11
Ein Unfall – oder nicht? 12
Vatermutterkind 14
Hin ist hin 16
Denkstendu?! 19
Mittagessen 22
„Der müde Tod“ 23
Ein Telefonanruf 26
Reisen 29
Farnkraut 29
Spinnenfrau 32
Nächster Bahnhof Augsburg 41
‘Not all is perfect here’ 46
„Der Geist singt“ 49
Ende einer Reise 52
Es ist mir noch nie so gut gegangen 55

Quedlinburger Impression.....58
Nachteile einer guten Reiseleitung 62
Fast autobiografisch 67
Lebensreise: Sieben Wörter aus Gundels „Zauberkästchen“...67
Nein sagen 69
SOS im Keller 73
Bestätigung.....76
Himmel im Fenster 80
Ich hätte sie so gerne kennengelernt!.....81
Rosenbusch.....85
Bad Oeynhausen.....94
Ein Missverständnis 96
Alter 99
U-Bahn-Fahrt 99
Träumerei 101
Wird es dir auch nicht zu viel, Liebes?.....104
Er versteht die Welt nicht mehr 108
Endgültige Beerdigung 111
Figuren.....114
Ein Morgen 114
Gelassenheit 117
Schmilzt der Schnee, oder wird es noch mal Winter?.....122
Totenerweckung.....125

Zivilcourage.....129
Tempodrom.....133
Hannes trägt seine Bahre.....137
Der Zöllner erzählt von Laotse.....140
„Solange ich atme, hoffe ich“.....142
Zwei Figuren suchen (je?) eine Geschichte.....145
Triptychon.....151
New Chapter to Richard Bach’s Illusions.....156
Nachlass.....159

Schriftstellerei

Seit der Kopf so zitterte, kam sie leicht in die falsche Zeile. Beim Lesen konnte sie das mit Hilfe eines breiten Lineals vermeiden, das gleichzeitig als Lupe diente. Aber beim Schreiben brauchte sie ja beide Hände für die Tastatur!

Sie mochte ihre Geschichten. Sie handelten von jungen Frauen, die ihren Abenteuern nachgehen - Mittelmeerkolorit oder fernes Indien - aber auch von den oft seltsamen Verhaltensweisen der Freunde und Bekannten.

Wie naiv sie das damals geschrieben hatte! Da war der große zeitliche Abstand für die Revision der Texte wirklich unbedingt notwendig! Nur gut, dass man mit der Zeit klüger wurde! Wie peinlich wäre es gewesen, wenn sie mit den Unvollkommenheiten der frühen Fassungen schon an die Öffentlichkeit getreten wäre! Den Freunden und Bekannten hätte sie es allerdings schon damals gegönnt: Sie schlagen das Buch auf, das den Namen der ihnen gut bekannten Verfasserin trägt, und finden sich selbst nackt und bloß darin wieder, durchschaut bis auf die Knochen! Wer betrachtet schon gerne sein eigenes Skelett? Die Gesichter hätte sie sehen mögen! Schon damals beim ersten Schreiben hatte es ihr gutgetan, sich die Überraschung dieser Leser vorzustellen! Ganz abgesehen von dem Hohngelächter der gemeinsamen Bekannten! Sie vervollkommnete die Portraits zunehmend mit immer feineren Strichen.

Über ihre Schreibmaschine hatte sie in den mit weißen Wolken garnierten, strahlend hellblauen Himmel gesehen. Jetzt spannte

sie das Blatt ein, das mit ihrer Hand auf den Tisch neben der Maschine gesunken und nun schon zerknickt war. Gewissenhaft schrieb sie das Datum oben auf das Blatt. Natürlich sollte das nicht mit veröffentlicht werden, genauso wenig wie die nur für sie selbst bestimmte Bemerkung, die das Einordnen erleichtern würde:

„ 52. Fassung von ‚Farnkraut'".

Generationen

Selbst gemacht

Spießrutenlaufen im selbstgestrickten Pullover. Die Mutter hat ihn fürs Grundschulkind gestrickt. Er ist hellblau und dunkelrot. Das Kind hält die Farbkombination nicht für gelungen, obwohl der dunkelrote Teil kunstvoll wie ein Bolero über dem hellblauen Zopfmuster liegt. Die Reste wurden so gut wie irgend möglich verarbeitet. Das Kind sollte es warm haben. Der Pullover sorgt dann dafür, dass ihm unter den höhnischen Rufen und Püffen sogar heiß wird.

Auch später, als man wieder alles kaufen kann, wenn man das Geld dafür hat, gilt Selbstgestricktes lange Zeit noch als billiger Ersatz für Fertig-Gekauftes.

Der Vater dagegen ist stolz: „Hat sie alles selbst gemacht!“ Alle Gäste, auch die offizielleren, werden herumgeführt, von dem Teetisch, der das Peddigrohr sträubt, zur Stehlampe, die ein Bambusrohr auf einer halben Kokosnussschale balanciert, vorbei an selbst angefertigten Aquarellen. Die Bewunderung der Gäste – das Gähnen wird unterdrückt – kennt keine Grenzen und nur die Nachbarin äußert skeptisch, das könne man einem erzählen, der keine Krempe am Hut habe, als sie glauben soll, auch die Melodie zu den russischen Versen sei eigenes Produkt der Sängerin.

Der Vater also ist stolz. Das Kind allerdings schwört früh und heimlich allem Dilettantismus ewige Feindschaft.

Ein Unfall – oder nicht?

Franz durfte natürlich nichts wissen. Dabei würde sie es vor allem für ihn tun. Schließlich war er Bürgermeister im Dorf. Alles war zu seiner natürlichen Ordnung zurückgekehrt, jetzt in den 50 Jahren, und da sollte ausgerechnet in ihrer Familie etwas vorfallen, auf das das ganze Dorf mit Verachtung herabsehen sollte? Niemals! Und schließlich: Wer nicht hören will, muss fühlen! Sie hatte Ingelore rechtzeitig den richtigen Rat gegeben. Es gab da zwei Dörfer weiter eine alte Frau, die hatte schon vielen dummen jungen Frauen geholfen, manchen von ihnen hatte sie mit ihrem Eingriff allerdings endgültig alle weiteren Sorgen abgenommen. Das war doch so durchgesickert, allerdings hatte sie nur von gelegentlichen Beerdigungen junger Frauen gehört, die Gesundheitsversorgung auf den Dörfern war einfach zu schlecht! Niemals hatte sie auch nur den Namen von einer der Frauen gehört, denen die alte Frau geholfen hatte.

Nun war es dafür zu spät und wenn Ingelore aus ihrem Praktikum zurückkäme, hätten die Lästerzungen im Dorf vielleicht gleich ein leckeres Fressen gefunden, denn bald musste man ja etwas sehen. Also musste sie nach X-Stadt fahren und das Notwendige erledigen. Sicherlich würde Ingelore gerne einen Spaziergang mit ihrer Mutter machen, denn sie war wohl sicher, dass die nur ihr Bestes wollte. Damals war Ingelore allerdings anderer Meinung darüber gewesen, was das Beste für sie sei. Schlimm für sie, dachte Emma. Sie hatte alles gut vorbereitet, niemand würde Verdacht schöpfen, und wenn doch einer auf die Idee käme, Ingelores Unfall sei gar kein Unfall gewesen, dann würde man als allerletzte natürlich die eigene Mutter verdächtigen.

Emma wollte nicht nur ihrer Familie die Schande ersparen, sondern sie hatte noch einen anderen sehr guten Grund für ihr Vorhaben. Vor kurzem hatte sie den Mann kennengelernt, der ihre Tochter ins Unglück gestürzt hatte. Er war sehr jung und sehr labil. Sein Onkel hatte ihn zu ihr und Franz gebracht, um sie davon zu überzeugen, dass aus einer Ehe der beiden absolut nichts werden könne. Sie sollten den Jungen doch nur einmal ansehen! Was könnten sie von so einem schon erwarten? Emma hatte ihm von ganzem Herzen zugestimmt, wie hatte Ingelore nur so „instinktlos“ sein können! Und dieser Debile sollte der Vater ihres ersten Enkels werden? Niemals! Das hatte sie Ingelore in einem Brief mitgeteilt und hinzugefügt, dass sie ihren Eltern, besonders ihrem Vater, ihre Liebe ja sehr schlecht vergelte, und sie solle sich schämen. Nun würde sich Ingelore sicherlich über einen Besuch ihrer Mutter wundern und ihn wohl für einen Versöhnungsversuch halten. Ja, da hätte sie sich aber geirrt!

Vielleicht war das mit dem Spaziergang kein so guter Gedanke. Am sichersten wäre es wohl, wenn sie sich von Ingelore zum Bahnhof und, mit einer Bahnsteigkarte, auf den Bahnsteig bringen lassen würde. Gedränge wäre dann gut oder gar kein Andrang vielleicht noch besser. Das konnte eigentlich nicht schiefgehen!

Anzeige: Am 7. November verunglückte meine liebe Frau Emma, geborene Neuhaus, meine gute Mutter auf dem Bahnhof in X-Stadt tödlich. In unsäglicher Trauer Franz und Ingelore Abendroth.

Vatermutterkind

Eine Familie besteht aus Vatermutterkind. Möglich ist es, sie um ein Enkelkind zu erweitern. Besonders wenn es ein Junge ist, wo man doch selbst nur diese eine Tochter hat. Vatermutterkindenkelkind. Der Wagen hat vier Räder. Er fährt auch mit dreien - aber sie müssen auf die richtige Weise angebracht sein. Entfernt man eins von vier Rädern, ohne die übrigen drei neu anzuordnen, kippt der Wagen. Vatermutterkind ist stabil, Mutterkindenkelkind ist es nicht. Also muss wieder Vatermutterkind daraus werden. Aber wie? Mutter bleibt Mutter, Kind wird Vater und Enkelkind wird Kind. Daraus entsteht Mutter-Mutter-Kind-Vater-Enkelkind-Kind. Das wäre stabil. Aber Kind spielt nicht mit. Kind will Mutter bleiben und nicht Vater werden. Mutter-Großmutter hingegen will Mutter-Enkelkind sein.

„Das erzählen wir Mami nicht!“, sagt Großmutter zum Enkelkind. „Wir haben unser Geheimnis.“ Kind-Mutter fällt darauf nicht herein wie früher Vater. „Du hast doch deine Arbeit“, sagt Mutter zu Tochter. „Was willst du dich mit den kleinen Problemen des Kindes belasten? Das wird doch viel zu viel für dich! Überlass das ruhig mir.“ Die Tochter-Mutter nimmt das Angebot nicht an. Sie will Arbeit *und* Kind. Mutter-Großmutter, die ihre Rolle im Mann-Frau-Stück verloren hat, gibt nicht nach und gibt nicht auf.

Sie haben die Eheringe der Tochter, aus altem Familiengold gefertigt, umarbeiten lassen. Die Tochter lässt sich drei Rubine, die Mutter einen Diamanten einsetzen. Der größere passt der Mutter ohne Änderung. Sie will, dass beide, Mutter und Tochter, die Eheringe tragen. Die umgearbeiteten Ringe, versteht sich. Die Tochter legt ihren Ring in die Schublade.

Kind-Enkelkind lernt aus alledem fürs Leben.

Schließlich weiß Mutter-Großmutter den Weigerungen der Tochter, die drei Räder am kippenden Wagen im Vatermutterkind-Gleichgewicht anzubringen, nur mit wochenlangem Krankenlager zu begegnen. Tochter-Mutter-Krankenschwester. Dann fliehen Mutter und Kind. Spät, doch nicht zu spät. Oder doch?

Lange vor der Flucht: Sommeraufenthalt am Meer. Mutter und Kind gehen den langen Weg zum Strand, die Großmutter ist im Quartier geblieben. Der Himmel ist bedeckt, der Tag ist kalt und windig. Trotzdem will die Mutter schwimmen. Das Kind bekommt eine warme Unterlage in den Sand gelegt, Schaufel und Eimerchen in die Hand. Die Strandkörbe ringsum schützen es vor dem Wind, allerdings auch vor den Blicken der Schwimmenden.

Frierend kommt sie zurück. Das Kind ist verschwunden. Sie läuft hin und her, ruft den Namen des Kindes, schreit, schon Panik in der Stimme. Schließlich entdeckt sie die kleine Figur. Das Kind bewegt sich auf dem langen Steg, der über den Sand führt, auf den Ort zu. Sie rennt hinterher, schreit seinen Namen. Das Kind setzt sich in Trab, weiter in der eingeschlagenen Richtung. Ein Badegast hält es auf, damit die Mutter es schneller einholen kann. Als sie es endlich vor sich hat, atemlos, starr vor Kälte, fragt sie: „Wieso bist du weggerannt?“ Das Kind lächelt sie liebevoll an und sagt mit Innigkeit im Stimmchen: „Mama sehen!“ Es hat sich in der Richtung geirrt! Sie vergisst Angst und Kälte. Einträchtig kehren beide zu Schaufel-Eimerchen und ihren Kleidern bei den Strandkörben zurück.

Am Abend fragt die Großmutter das Kind unter vier Augen: „Wohin wolltest du eigentlich?“ Und es antwortet ohne Zögern: „Hause gehn!“ Die Richtung stimmte.

Hin ist hin

Anno 1939 war ich zehn Jahre alt. Ein erwachsener Zehnjähriger galt auch damals aus gewissen abwegigen Gründen als Kind. Jan Prochazka

Ich weiß nicht, ob irgendeiner versteht, was mir heute passiert ist. Meist denke ich nicht dran. Dann hüpfe ich und pfeife. Aber wenn eines der Schaufenster mein Bild widerspiegelt, dann höre ich auf zu pfeifen und zu hüpfen. Albtraum!

Der Tag fing schon schwierig an. Am Morgen sollte ich am Wasser auf sie warten. Ich nahm einen Stein in die linke Hand, ließ ihn fallen und schlug mit der rechten Hand, in der ich eine Schaufel hielt, nach dem Stein. Der war schon vorbeigefallen. Also noch einmal. Da sollte ich plötzlich weitergehen. Das ist typisch: Ich soll an einem Ort warten, wo ich nichts zu tun habe, und weitergehen, wenn mir etwas zu tun eingefallen ist. Wenn sie besser hingucken würde, könnte sie sehen, womit ich beschäftigt bin: Der Stein musste im Fallen von der Schaufel getroffen und weggeschleudert werden. Ich rief ihr das zu. Aber sie schrie, sie wolle endlich gehen und ging.

„Nur einmal treffen“, schrie ich zurück und probierte weiter. Sie ging. Da, endlich hatte es geklappt! Es war schön laut zu hören. Sie war sauer. Das hielt selten lange an.

Kurz darauf traf ich einen Hund. Er war klein und gelblich, bewegte sich langsam und zutraulich auf mich zu, steckte seine kleine schwarze Nase in meine Hand und benahm sich überhaupt genau so, als wäre er *mein* Hund. Ich freute mich und streichelte sein dickes abstehendes Fell. Damit ich mich nicht so bücken musste, setzte ich mich neben ihn auf einen Stein. Da rief sie schon wieder nach mir! Immer sollte ich weitergehen, obwohl wir

nirgendwo hinwollten! Sie nannte das spazieren gehen. Also leider, ich muss weiter, tschüs, kleiner Hund! So ein weiches Fell!

Aber später sollte es noch schlimmer kommen!

Einige Minuten lang musste ich mir ihre Schimpferei anhören. Wenn ich gar nichts sagte, hörte sie am ehesten auf. Aber es ging weiter. Alle Missetaten der letzten und künftigen Ferien hielt sie mir vor. Ob ich mich nicht einmal fünf Minuten lang wie ein normales Kind verhalten könnte. Was für ein Unsinn! Ich verhalte mich seit Jahren wie ein normales Kind, schließlich *bin* ich ja eins! Ich kann wirklich nichts dafür, dass den meisten anderen Kindern so wenig einfällt!

Ich hatte ja selbst einen ganz schönen Schreck bekommen. Ich lag auf dem Bett, hatte die Beine hinter den Kopf geklappt und stützte mich mit dem Po am Bett-Ende. Plötzlich: Reißen von Stoff. Grässliches Geräusch! Die Hose hatte ich seit etwa zehn Minuten an, da die Nähte der anderen meinen Bewegungen nicht auf die Dauer hatten standhalten können. Es ratschte also. Sie hatte es leider auch gehört. Gerade als sie sagte: „Wenn du …“ Sätze, die so anfangen, hasse ich sowieso. Ebenso Sätze mit „Siehst du…“, wie jetzt einer folgte. In meiner Lieblingshose war ein Dreiangel. Mir wäre es auch lieber gewesen, er wäre nicht drin gewesen. Als sie schließlich gar nicht aufhören wollte, setzte ich mich zur Wehr, indem ich vernünftige Vorschläge machte: Ich könnte meine dreckigen Jeans anziehen und die Hosen würden zu Hause genäht. Entrüstung. Sie schrie, die Sonne gehe gleich unter, wir verpassten den schönen Tag. Sie setzte sich, weiter vor sich hin schimpfend auf den Bettrand, um die Hose zu nähen. Endlich war sie fertig. Ich

redete ihr gut zu und fragte sie, wohin sie gehen wolle. Ich gab mir viel Mühe. Endlich waren wir auf der Straße.

Ich war schon wieder – und noch! – unbeschwert, hüpfte und stolperte dabei auch mal. Ich stolperte leider kurz vor einem Auto. Eine Bremse quietschte. Sie fing mich am Ärmel auf und schon wieder begann sie, vor sich hin zu toben.

Bis dahin war noch alles zu ertragen gewesen. Noch war nichts Unwiderrufliches geschehen. Ich wünsche mir diese Stunde zurück! Es ist quälend, wenn man sich selbst nicht mehr ansehen mag! Mir kommt das Kotzen, wenn ich mich zufällig im Spiegel sehe. Bis vor Kurzem hatte ich mich wirklich gern und ausführlich in jedem Spiegel betrachtet.

Nach dem Stolpern war ich wieder viel zu gutmütig. Ich wollte ihren Schreck mit besonderer Freundlichkeit ausgleichen. Und gerade diese schwache Minute nutzte sie aus! Allerdings muss ich sagen, dass sie *das* nicht wollte, was dann geschah. Ihr Gesicht wurde, das konnte ich im Spiegel noch durch meine Tränen sehen, immer kummervoller, je länger der Mann mit dem Messer mich bearbeitete. Dann schob sie schließlich die Schuld mir in die Schuhe.

Als ich sah, was geschehen war, konnte ich nicht einmal mehr protestieren. Es wäre sowieso zu spät gewesen. Ich schloss die Augen. Dann merkte ich, wie die Tränen meine Backen runterrollten. Nun war es zu spät, für lange, lange Zeit! Es half nun nichts mehr, als der Friseur mit Kamm und Bürste versuchte, den Schaden wiedergutzumachen.

Hin ist hin.

Denkstendu?!

Die Zeit der Geschlechtsreife, auch als Pubertät bekannt, gilt als ein Abschnitt im Leben der jungen Menschen, der durch eine tiefe Kluft zwischen den jungen Leuten und den Erwachsenen gekennzeichnet ist. Eltern und Lehrer verstehen die Jungen und Mädchen nicht mehr. Die fügsamen Kinder scheinen sich in ebenso viele Aufrührer verwandelt zu haben. Der Kommunikationsforschung ist jetzt eine wichtige Entdeckung gelungen. Das „mangelnde Verständnis“ der Älteren, das die Jungen so häufig beklagen, ist ganz wörtlich zu nehmen: Es handelt sich um ein Sprachproblem.

Diese Erkenntnis konnte so lange verborgen bleiben, da der Geheimsprache der Jungen – denn um eine solche handelt es sich – eine ganz besondere List zugrunde liegt: Sie wählen ganz unauffällig bestimmte Wörter und Wendungen der Umgangssprache. Die Auswahl wurde sehr sorgfältig vorgenommen: Es werden Wörter herausgesucht, die als „frech“ oder „schnodderig“ gelten. Da diese Ausdrucksweise mit dem bisher alles erklärenden Begriff „Pubertät“ in Zusammenhang gebracht wurde, war die Geheimhaltung des Codes garantiert.

Ein Wörterbuch nun würde jedwedes Missverständnis zwischen Alten und Jungen beseitigen. Dieses Wörterbuch sollte allen Eltern und Erziehern zur Verfügung stehen. Die Jugendlichen brauchen es nicht, denn sie wachsen zweisprachig auf: Sie sprechen die Sprache ihrer Eltern und Lehrer und lernen spielend nebenbei den Geheimcode ihrer Altersgruppe.

Endlich ist es nun so weit: Schon seit Längerem wird an einem solchen dringend benötigten Wörterbuch gearbeitet. In Kürze erscheint es nun. Es wird folgendermaßen zu benutzen sein: Man nimmt den vom Jugendlichen gebrauchten Ausdruck in sein Gedächtnis auf, holt tief Luft, schlägt im Wörterbuch die Übersetzung nach und reagiert dann auf diese.

Zum Beispiel: Sagt der Jugendliche „Quatsch“ oder „spinnstu?!“, so regt man sich nicht etwa über die vermeintliche Frechheit auf, sondern greift zum Wörterbuch. Dort findet man unter „q“ bzw. „s“ dann die Übersetzung. Sie heißt für die genannten Wörter: „Nein“, „spinnstu?! kann allerdings auch gelegentlich „Ja“ bedeuten. Das mag verwirrend klingen, ist jedoch meist leicht dem Zusammenhang zu entnehmen. Zuweilen kann es auch bedeuten: „Ich habe nicht die Absicht, deinen Vorschlag anzunehmen“, so etwa auf die Äußerung von Mutter oder Vater: „Um zehn bist du aber spätestens zu Hause!“

„türlich“ ebenso wie „denkstendu“ bedeuten immer „Ja“. Sagt der Jugendlich „musstewissen“, so bedeutet das: „Das hängt ganz von dir ab“ oder „Ganz wie du möchtest!“ „masehn“ heißt: „Das weiß ich jetzt noch nicht“ oder „Ich werde es mir überlegen“, während „spinnichrum“ mitteilt, der Sprecher sei anderer Meinung oder er wolle bedeuten, der Angeredete befinde sich im Irrtum.

Diese Beispiele werden sicherlich genügen, um Eltern und Lehrer von der Wichtigkeit des in Kürze erscheinenden Wörterbuches zu überzeugen. Sie können sich Aufregungen ersparen, wenn sie darin nachschlagen oder sich gar mit seiner Hilfe einen entsprechenden Wortschatz erarbeitet haben.

Der Glaube an die „Pubertät“ wird dann bald der Vergangenheit angehören.

(Die hier angekündigte erste Ausgabe des Wörterbuches ist schon vor einigen Jahrzehnten erschienen. Das Vokabular der Jugendlichen hat sich inzwischen stark verändert, z. B. ist es durch viele Anglizismen erweitert worden. Wenn Sie immer auf dem neuesten Stand sein wollen, dann verschaffen Sie sich die jeweils neueste Auflage.)

Mittagessen

Niemand wird bestreiten, dass ein Mann ein Recht darauf hat, mittags Essen gekocht zu bekommen! Stattdessen soll ich mich mit dem begnügen, was Kühlschrank und Vorratsschränke hergeben! Natürlich will ich frisch zubereitetes Essen! Jeder weiß schließlich, dass aufgewärmtes Essen kaum noch Vitamine enthält. Vorkochen fällt für mich also weg. Nicht dass ich schon um zwölf Uhr essen wollte. Oft habe ich dann ja gerade erst gefrühstückt und bin also noch gar nicht wieder hungrig. Das Mittagessen kann bis halb zwei oder zwei warten. Nur dann wird es wirklich Zeit dafür, sonst verdient die Hausfrau diesen Namen nicht! Meine berechtigten Ansprüche weist sie mit der lächerlichen Ausrede zurück, sie komme erst um diese Zeit von der Arbeit. Soll sie doch nicht arbeiten gehen! Manchmal würde ich ja auch durchaus Essen akzeptieren, das am Morgen vor ihrem Aufbruch zur Arbeit, also vor halb acht, gekocht worden ist. Aber auch das bringt sie nur äußerst selten zustande. Nur gut, dass die Geschäfte am Nachmittag offen haben, sonst würde sie nicht einmal die notwendigsten Nahrungsmittel wie Kartoffeln, Reis, Gemüse, Obst, Brot, Butter, Milch, Joghurt, Quark, Käse, Saft, Ketchup, Senf und Peperoni einkaufen. Das lächerlichste Argument für ihre Nachlässigkeit ist, sie verdiene schließlich mit ihrer Arbeit „das Geld“. Was ist schon Geld? Außerdem gibt es viele Frauen, die Berufs- und Hausarbeit sehr gut miteinander verbinden können und die noch dazu auf kleine Kinder aufpassen müssen – während ich mich mit meinen fast zweiundzwanzig Jahren ja sehr gut um mich selbst kümmern kann.

„Der müde Tod“

Erst drei Uhr! Zuerst auf die rechte Seite wälzen, dann die Beine anziehen . . . Sie hat eine gut ausgetüftelte Technik entwickelt, um sich aus dem Bett hochzustemmen. Es muss sein. Leider. Mehrmals in jeder Nacht. Sie hat keine Eile mit dem Wiedereinschlafen. Es gibt genug Erlebnisse in ihrem langen Leben, über die sie nachdenken kann.

Schließlich noch einmal mühsam aufstehen: die Krücken, Schritt für Schritt ins Badezimmer. Heute muss sie wenigstens nicht das Wagnis auf sich nehmen, in die Badewanne zu steigen. Ganz abgesehen von den Schmerzen, die das bereitet. Anstrengend genug ist es schon, wenn sie sich wäscht. Die Nachtruhe im Bett hat sie sich redlich verdient. Dann beginnt sich der Magen zu rühren. Sie freut sich auf das Frühstück! Wieder aufstehen, die Krücken, Schritt für Schritt in die Küche. Beim Anziehen machen ihr nur die Strümpfe große Schwierigkeiten.

Bevor sie sich in ihrem Sessel niederlässt, in dem sie die nächsten Stunden beim Vormittagsprogramm zubringen wird, begrüßt sie ihre Lieben: die großen Fotografien des Enkels, der sie dunkel und nachdenklich ansieht, die Stirn schon gelichtet; die verbindlich lächelnden Fotogesichter der Tochter, jeweils eins aus den letzten Jahren, und die Fotografie ihrer Eltern als junges Paar. Sie begrüßt die Gesichter mit freundlichen Worten. Sie sind gegenwärtig. Dass sie stumm sind, ist eher ihr Vorzug.

Bald wird das Mittagessen gebracht. Da, es klingelt. Sie stemmt sich aus dem Sessel hoch: die Krücken, Schritt für Schritt zur Wohnungstür. Bald wird sie der Frau, die das Essen bringt, einen

Haus- und einen Wohnungsschlüssel geben, damit die Frau nicht so lange warten muss und sie selbst im Sessel sitzen bleiben kann. Sie wird ihr sagen, dass sie ins Wohnzimmer kommen soll, damit sie auch dann, so wie jetzt, ein paar Worte miteinander reden können. Das Gesicht der Frau ist an vielen Tagen das einzige, das sie noch sieht, seit sie nicht mehr auf die Straße gehen kann, weil die Stufen im Treppenhaus zu unüberwindlichen Hindernissen geworden sind.

Was gibt es denn heute zu essen? Sie deckt voller Vorfreude den Deckel wieder über das dampfende Essen, denn es muss ja noch zwei Stunden heiß bleiben. Jetzt macht sie eine Runde an allen Kalendern vorbei, reißt die Blätter ab und liest die Sprüche, Rezepte und Weisheiten. Dann kehrt sie in ihren Sessel zurück.

Nicht dass der Tag im Fluge vergangen wäre: das Essen, die Mittagsruhe, der Verdauungsspaziergang den langen Flur auf und ab bei offenem Fenster, das Nachmittagsprogramm, das Kreuzworträtsel. Aber schließlich ist es doch Abend geworden.

Einen Stummfilm kann sie auch während eines Telefongespräches ansehen, ohne dass der oder - in diesem Fall die - am anderen Ende der Leitung Verdacht schöpft. Auch die in dieser Hinsicht misstrauische Tochter ist heute so mit der Neuigkeit beschäftigt, die sie loswerden will, dass sie nicht merkt, wie die Mutter einen Teil ihrer Aufmerksamkeit für den Stummfilm abzweigt. Wenn sie es gemerkt hätte, dann hätte sie das Gespräch sicherlich wieder beleidigt abgebrochen.

Der Anfang des Films ist ihr gegenwärtig: Der Tod ist es müde geworden, junge Menschen mit Gewalt aus dem Leben zu reißen. Die junge Frau, die sterben soll, darf darum weiterleben, wenn sie dem Tod einen anderen, zum Sterben bereiten Menschen bringt.

Jetzt ist die Junge auf ihrer Suche in ein Siechenheim gekommen. Die Alten und Kranken stöhnen und klagen deutlich sichtbar: Sie ringen die Hände und wünschen sich offenkundig den Tod. Siegessicher - scheinbar am Ziel ihrer Wünsche - verkündet die Junge den lauschenden Greisen, einem oder einer von ihnen könne sie den Todeswunsch erfüllen und sie oder ihn von den Leiden erlösen! Die Gesichter verfinstern, die Körper straffen sich. Die Alten sehen die Junge böse an oder starr an ihr vorbei. Links im Bild schwingt sich eine breite Treppe ins Stockwerk darüber. Eilig humpeln die Greise davon. In ihrer Panik gelingt es einigen sogar, die Treppe zu erklimmen.

Obwohl ihr keine Einzelheit der Szene entgeht, höre sie doch aufmerksam zu, was die Tochter ihr zu sagen hat, meint die Mutter. Die Tochter hat die Mutter nicht beunruhigen und deshalb erst einmal wissen wollen, ob der Verdacht auch begründet sei: Sie hat also die Untersuchung, die Entnahme der Gewebeprobe, das Einschicken und schließlich den Befund abgewartet. Nun hat die Tochter keine gute Nachricht für die Mutter! In den Worten der Tochter klingt neben unterdrückter Angst auch Sorge darum mit, wie die Mutter die Mitteilung aufnehmen wird.

Der Mutter verschlägt es einen Augenblick lang die Sprache. Dann sagt sie schnell und wie zur Beruhigung: „Im Alter wächst der Krebs langsam.“ Da schweigt auch die Tochter eine Zeit lang, dann widerspricht sie halb zögernd, halb ärgerlich: „Na, so alt bin ich ja nun doch noch nicht!“ Hierauf folgt eine Pause, so lang wie die beiden vorangegangenen zusammen:

„Nein, *du* nicht!“

Ein Telefonanruf

„Sonst ist sie doch immer sofort am Telefon! Wo steckt sie denn heute?“ Sie hatte es sich angewöhnt, laut mit sich selbst zu sprechen, seit niemand mehr um sie war, der sich irrtümlich hätte angesprochen fühlen können.

Das allmorgendliche Ritual. Seit sie den ganzen Tag zu Hause sein konnte - oder musste? - war der tägliche Anruf zu einem Ritual geworden, das jeden Morgen zwischen zehn und elf Uhr stattfand. Der Inhalt der Gespräche: Fragen nach dem Befinden ihrerseits, Klagen über Schmerzen und Berichte über den Speiseplan von Seiten der Mutter. Dann Mutters Frage: „Und was machst du?“ Sie antwortete nicht darauf. Die alte Frau schien es nicht zu bemerken.

Sie ließ das Telefon weiterklingeln. Als es zu tuten begann, wählte sie neu. Ihr war, als sähe sie durch Wände, obwohl die nicht nur solide gemauert, sondern auch noch einige Kilometer entfernt waren. Sie sah die Mutter auf dem Boden liegen. Im Flur. Nein, im Wohnzimmer. Sie lag in der Nähe des Telefons. Gerade kam sie wieder zu sich, aber sie konnte sich nicht aufrichten. Sie wollte den linken Arm heben. Es gelang ihr nicht. Dann den rechten. Er hob sich, reichte aber nicht bis ans Telefon. Sie versuchte den schweren Körper vorwärtszuschieben. Er blieb liegen. Keinen Zentimeter bewegte er sich vorwärts. Vor ein paar Jahren hatte sie einen kleinen Sender um den Hals getragen - für so einen Fall. Der war dann nicht eingetreten und sie hatte den Sender zu Werbegeschenken, Schlüsselanhängern und Kosmetikproben in einen kleinen Karton gelegt, der drüben im Schlafzimmer stand. Der Arm also in der Nähe des klingelnden Telefons. Langsam

sackte er zurück. Sie lag nun still. Dann öffnete sie den Mund. Sie schrie. Wer sollte sie hören? Am Vormittag war sie die einzige im Haus, alle anderen Bewohner waren zur Arbeit gegangen.

Sie lag auf dem grünen Teppich und bewegte sich nicht. Das Telefon klingelte unnatürlich lange. „Ich könnte jetzt den Nachbarn in der Bank anrufen und ihn bitten, nach Hause zu gehen, Mutters Wohnung aufzuschließen und nach ihr zu sehen“, sagte sie leise vor sich hin. „Ich könnte auch . . . gar nichts machen, einfach abwarten . . . sie hört eben nicht immer das Telefon, ist im Badezimmer oder in der Küche . . .“. Von dort konnte sich die Mutter auf ihren beiden Krücken nur langsam dem Telefon nähern.

Eigentlich angenehm, mal ein Tag ohne Klagen über Schmerzen und ohne Mutters gestrigen, heutigen und morgigen Speisezettel. Recht angenehm. Sie könnte vielleicht eine kleine Fahrt ins Blaue machen. Sie könnte sich in der hübschen Stadt in den Bergen in einem Straßencafé in die Sonne setzen, einen Cappuccino trinken und sich wie im Urlaub fühlen.

Der grüne Teppich . . . Ihr fiel eine Kollegin ein. Sie hatte ihren Vater bei einem ihrer wöchentlichen Besuche tot auf dem Boden gefunden. Vier Tage hatte er tot dagelegen. Der Geruch fing an, die übrigen Bewohner des Hauses zu irritieren. Sie seien schon drauf und dran gewesen, etwas zu unternehmen, sagten sie später. Dem kam die Kollegin mit ihrem Besuch zuvor. Sie schien kein schlechtes Gewissen zu haben. Sie sagte: „Ich habe ihn jede Woche einmal besucht. Schließlich habe ich meine Arbeit!“

Sie hatte seit einem halben Jahr keine Entschuldigung mehr dafür, dass sie ihre Mutter vernachlässigte. Der tägliche Anruf war schon das Mindeste, das man von ihr verlangen konnte! Das Mindeste,

das wer verlangen konnte? Sie hätte jetzt sogar zu ihrer Mutter ziehen können, um ihr Tag und Nacht zur Verfügung zu stehen. Sie seufzte.

Ein paar gute Freundinnen in ihrem Alter und sie bestärkten einander immer wieder in der Meinung, dass sie, die Jüngeren, ein Recht auf ihr eigenes Leben hätten und dass ihre Eltern ohne sie zurechtkommen müssten. Sie sprachen immer wieder darüber. Sie brauchten wirklich kein schlechtes Gewissen zu haben, versicherten sie sich gegenseitig. Schließlich würden auch sie von keinem Verwandten verlangen, dass er für sie sorgte. Sie würden schon entsprechend selbst vorsorgen oder gar nicht erst so alt werden.

Wie lange liegt ein Mensch so auf dem Boden, *bevor* er stirbt? Wie lange hatte der Vater der Kollegin in der Wohnung gelegen, bevor er gestorben war? In keinem Fall länger als drei Tage, rechnete sie aus. Wer wusste, dass sie nicht schon heute Morgen in die hübsche Stadt in den Bergen gefahren war? Würde es denn genügen, wenn es nur niemand anderes wüsste? Sie hatte angerufen, die Mutter hatte sich nicht gemeldet, und sie hatte nichts unternommen. Würde sie sich vor sich selbst rechtfertigen können? Aber sollte ein alter Mensch nicht auch die Chance zum Sterben bekommen?

Sie wählte noch einmal. Das Signal brach plötzlich ab. Ein paar hörbare Atemzüge. „Ja? Bist du es?“

Reisen

Farnkraut

Wer außer einer verrückten Touristin käme sonst wohl auf den Einfall, in dieser gottverlassenen Gegend in der Mittagshitze herumzulaufen?

Seine Eltern sind zwar noch als Wandermusikanten durch dieses Land gezogen, er aber hat in München studiert und lebt jetzt dort. Seine Frau wartet im gemieteten Häuschen zum Mittagsschlaf auf ihn. So sehr ist er seiner Heimat entfremdet, dass er in Pans Stunde am einzigen Kiosk weit und breit die unentbehrlichen Zigaretten kaufen will. Der Kiosk ist vernünftigerweise geschlossen, denn alle Menschen mit Verstand halten Mittagsruhe, selbst - bis auf eine Ausnahme - die hier seltenen Touristen. In der Hoffnung, irgendwo doch noch Zigaretten zu finden, und sei es bei einem gleichfalls verirrten Landsmann, fährt er in seinem gepflegten Auto mit dem deutschen Nummernschild langsam die Straße entlang.

Als sie in dieser Einöde das Autokennzeichen erblickt, zeigt ihr ganzer Körper Freude und Erleichterung. Dem kann er natürlich nicht widerstehen, zumal er wohl auf ein paar Zigaretten hofft. Sie ist weder jung noch schön, aber doch lebendig, und er ist ein Mann, zwar seit Jahren „in der Fremde“, aber doch aus dieser Gegend. Er hält also an. Nachdem sie sich gegenseitig erklärt haben, was sie zu dieser Zeit in diese Gegend getrieben und

verschlagen hat, wollen sie gemeinsam etwas trinken. Das ist immerhin möglich, Zigaretten hingegen gibt es ausschließlich am Kiosk. Ihr ist es lieber, dass er nicht raucht.

Er drückt sich geschickt in ihrer Sprache aus, sodass sie sich im Gespräch mit ihm ganz zu Hause fühlt. Das tut ihr jetzt in der fünften Woche in diesem Land schon wieder gut. Er schlägt einen Spaziergang in die Berge vor. Direkt hinter dem schmalen Küstenstreifen locken sie mit schattigen Wegen. Sie stimmt sofort freudig zu. Selten findet sie hier jemanden, der ihre Wandergelüste teilt. Bisher ist sie meist allein durch die Gebirgsdörfer gezogen.

Er schreitet tapfer aus. Auch das hat er in der Fremde gelernt: zu Fuß gehen, ohne ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Oben werden die Hügel kahler. Sie setzen sich zum Ausruhen. Er erzählt die Wandermusikergeschichte seiner Herkunft. Trotz wartender Mittagsschlaffrau und dem größeren Altersunterschied rückt er zuerst etwas, dann noch näher und fragt, ob es nicht eine gute Stunde für einen kleinen Beischlaf sei. Sie ist zwar überrascht über die Entwicklung der Dinge, aber er ist ein hübscher, lebhafter Bursche, nicht z u jung, dazu eine solide Existenz mit Familie und einem Auskommen.

Sie sieht auf den unebenen, mit stacheligen Früchten übersäten Boden und macht ihn darauf aufmerksam, dass die Verwirklichung seines Vorschlages recht schmerzhaft werden müsste. Damit sie nicht denkt, er wäre ein Touristinnen-Diener, sagt er, er finde sie sympathisch. Wenn sie seine Einladung zum Spaziergang nicht spontan, ohne zu zögern, also offensichtlich ohne alle „Hintergedanken“, angenommen hätte, dann würde er sie jetzt nicht fragen.

Er kann nicht wissen, dass sie sich darum spontan äußert, weil sie jede Situation sich selbst überlassen will, ohne Pläne, ohne Vorsichtsmaßnahmen. Langweilig-sicher genug ist schon der Alltag zu Hause.

Der Boden ist stachelig. Wie ernst hat er seinen Vorschlag wohl gemeint, fragt sie sich später, wenn sie über die Fortsetzung der Geschichte lachen muss. Er stellt Überlegungen an, wie man die Ungunst des Ortes überlisten könnte, aber sie lässt sich auf keine weitere Diskussion darüber ein. Der Abstieg beginnt.

Zurück nehmen sie einen anderen Weg. Vor Überraschung stößt sie plötzlich einen kleinen Schrei aus. Völlig unerwartet, heimatlich anmutend, steht da ein Wäldchen mannshohes Farnkraut! Nun heißt es für ihn, Farbe bekennen. Ein kühles, weiches Lager wäre schnell bereitet. Aber steht Farnkraut nicht unter Naturschutz?

Spinnenfrau

Sie mochte etwa vierzig sein und war keine auffallende Erscheinung. Ruhige Wachsamkeit ging von ihr aus. Sie erinnerte mich an eine bewegungslos in ihrem Netz hockende Spinne, die nur, wenn eine Fliege darin zappelt, plötzlich lebendig wird. „Spinnenfrau“, dachte ich. Trotz dieser erschreckenden Assoziation sprach ich sie an. Bis dahin hatten wir uns nur stumm zugenickt, wie es unter den Individual-Rucksack-Touristen am abgelegenen Strand der Insel üblich war.

Ich reiste allein, um endlich einmal auf eigenen Füßen zu stehen. Leider gab es „Spanner“ am Strand, die sich an uns Nackten aufgeilten, weil auf einigen griechischen Inseln die Sitten immer noch streng waren. Etwas bitter sprach ich davon und breitete dazu noch meine Beobachtungen über die Geschlechterrollen vor ihr aus: Der Mann ist der unumschränkte Herrscher. Die Frauen am vorderen Strand kreischten laut, hoch und ohnmächtig nach ihren kleinen Söhnen, die nicht im Traum daran dachten, auf ihre Mütter zu hören. So winzig die Jungen auch sein mochten, sie rangierten gleich nach den Vätern und vor den Frauen. Mit anzusehen, wie Männer hier offen Macht über Frauen ausübten, erfüllte mich, meiner Stimmung entsprechend, entweder mit ohnmächtiger Wut oder mit Hoffnungslosigkeit, als wäre ich selbst davon betroffen. Unter den nachdenklichen Blicken der Spinnenfrau fiel mir schließlich ein, dass meine Identifikation mit den Inselfrauen etwas mit mir zu tun haben mochte. Gerade vor meiner Reise hatte ich mich selbst erst aus einem Machtverhältnis befreit, das sich von dem, was ich hier sah, nur dadurch

unterschied, dass es nicht offen zu Tage trat. Als ich das zögernd zugab, nickte sie.

„Kann man als westeuropäische Frau das alles denn auch anders erleben?“ Ich wollte sie mit dieser Frage dazu provozieren, auch einmal etwas von sich zu erzählen. Sie antwortete nicht. Wir sahen parallel zueinander aufs Meer. Ich ärgerte mich darüber, dass ich einen schönen Anblick nicht genießen kann. Entweder sehe ich eine bunte Postkarte oder mir fällt ein: „Hier möchte ich mal wieder her!“ Sie sagte nie etwas von schöner Landschaft oder blauem Meer. Sie saß nur in ihrer ruhigen Wachsamkeit da. Manchmal empfand ich sie schon als stumpf - um nicht zu sagen: stumpfsinnig. Gelegentlich kam ein Anflug von Leben in ihr Gesicht, völlig unvermittelt, wenn sie nur etwa den Kopf drehte.

Nach längerem Schweigen sagte sie schließlich: „Ich erzähle dir eine kleine Geschichte.“ Ich kenne das Land und die Menschen hier, teils aus eigenen Beobachtungen, teils aus dem, was ich zu Hause von meiner griechischen Freundin gehört habe. Ohne dieses Lokalkolorit, das ich bei meiner Nacherzählung ergänze, wäre die knappe Erzählung der Spinnenfrau gar nicht zu verstehen. Der Sinn, falls die Geschichte überhaupt einen hat, ging mir erst hinterher auf. Ich will versuchen, auch ihn mit einzubeziehen. Die Spinnenfrau hatte eine pointelose Art zu erzählen, die es weitgehend der Zuhörerin überließ, was sie hören und verstehen wollte oder konnte. Gelegentlich aber sah sie die Dinge reichlich krass und beurteilte sie übertrieben heftig. Sie allerdings behauptete, Krassheit und Übertreibung lägen in den Dingen selbst.

Nur die Skizze zu der folgenden Geschichte stammt also von ihr selbst. Ich versuche, das Bild in den entsprechenden Farben

auszumalen. Es soll kein Ölgemälde werden - dazu ist das Sujet ungeeignet - sondern ein Aquarell, in dem die Lichter möglichst passend aufgesetzt sind.

Von dem Bergmassiv, das ich vom Meer aus vor mir habe, sehe ich meist nur den erdrückenden Umriss. Wenn das Wetter klar ist, sehe ich Mulden und Abhänge. So ändert sich auch der Eindruck von Geschichten: Was gestern eine Idylle war, kann heute banal, morgen vielleicht vulgär und übermorgen wieder eine Idylle sein.

Sie geht an diesem Sonntagmorgen erst spät zum Strand. Bis zur allerletzten und einsamsten Badebucht sind es fünfundzwanzig Minuten am Wasser entlang. Die Rucksackreisenden haben die beiden hinteren Buchten zum Nacktstrand erklärt. Dagegen gibt es nur den seltenen Widerstand griechischer Familienväter und Großmütter: Die Kinder könnten durch den Anblick nackter Menschen Schaden nehmen.

Diesmal ist schon der vorletzte Strand ganz leer. Der Weg über die Steine war beschwerlich. Ihr fällt ein, dass sie, solange sie hier ist, noch nie laut mit sich selbst gesprochen hat und dass jeder mögliche Zuhörer oder Zuschauer Spontaneität einschränkt. Gerade als sie das laut vor sich hin sagt, ist sie nicht mehr allein. Sie schrickt zusammen, mehr weil sie sich beim lauten Selbstgespräch überrascht fühlt, als weil sie nackt und allein ist und da ein Einheimischer um die Ecke des Felsens biegt.

Der Po soll nachbräunen. Dabei kann sie, einen Sonnenhut auf dem Kopf, bequem lesen. Der Mann trägt ein Handtuch um den Hals und eine Badehose. Er verschwindet um die Ecke eines anderen Felsens. Sie ist nun wieder allein am Strand. Aber nicht lange. Er kommt zurück. Sie sieht das, als sie auf ein Geräusch hin kurz den Kopf wendet. Er breitet sein Handtuch in einiger

Entfernung von ihr aus. Auch er ist nun nackt. Kurz darauf rückt er etwas näher und fragt in sehr griechischem Englisch, wie spät es sei. Sie sagt, sie wisse es nicht. In der Tasche nach der Uhr angeln, draufsehen und antworten hieße das Kontaktangebot annehmen. Das hat sie nicht vor.

Sie könnte sich von Spannern und Lüstlingen bedroht fühlen. Sie wollte ja nur in aller Unschuld nahtlos braun werden und Nacktsein ist doch so natürlich und angenehm! Aber so empfindet sie es nicht. Sie hat bei ihrer Frage in sein Gesicht gesehen und bemerkt, dass es sehr blass ist. Über die rechte Seite zuckt es vom Mund bis zum Auge. Er ist todernst. Sie sieht ihn ruhig und aufmerksam an. Vielleicht versteht er, dass sie nicht den aufdringlichen Südländer in ihm sieht, der eine Touristin belästigt, sondern dass sie erkennt, was in ihm vorgeht.

Denkt sie eigentlich, dass mit diesem Blick die Angelegenheit erledigt ist? Sie hält an ihrem Buch fest und liest weiter, kaum durch seine Anwesenheit gestört. Sie lässt sich nicht stören, auch wenn sie sich dabei anstrengen muss. Er hat inzwischen die Seite gewechselt und legt plötzlich sanft die Hand auf ihren Po. Sie dreht sich zu ihm um und schüttelt den Kopf. Wieder sieht sie das Zucken und den Ernst in seinem Gesicht. Zunächst gibt er auf, aber dann macht er eine größere Anstrengung. Sie solle ihn berühren, sagt er flehentlich in seinem griechischen Englisch. “I please you, I please you - se parakaló!“, sagt er. Sie muss lächeln, denn sein sensibles Gesicht gefällt ihr tatsächlich, und er weiß gar nicht, was er da auf Englisch gesagt hat. “I give you money“, sagt er verzweifelt. Vielleicht kann er das ja kaufen, was er trotz seinem flehentlichen Bitten nicht geschenkt bekommt.

Da muss sie lachen. Es schüttelt sie, so sehr muss sie lachen. Er ist überrascht. Dann entspannt sich sein Gesicht. Es lacht sich von ganz allein. Als sie fertig ist, wendet sie sich wieder ihrem Buch zu. Wieder ist es anstrengend, sich nicht stören zu lassen. Er hat einen ganz kleinen Versuch zu einem Ringkampf unternommen. Sie fühlt das noch als Aufregung in ihrem Körper. Sie hat sich nicht auf den Kampf eingelassen, sondern nur zweimal mit der Zunge geschnalzt und leise und sehr bestimmt auf Griechisch gesagt: „*Ich* mache das, was *ich* will!“ Da hat er sie sofort losgelassen und ist etwas abgerückt. Das nächste, was sie von ihm hört und sieht, ist, dass er in der Badehose auf seinem Handtuch liegt, seine Uhr am Handgelenk trägt und ruhig auf Griechisch sagt: „Gehen wir etwas trinken!“ Er hat ein Auto, will mit ihr nach Kalóvassi fahren, dort essen und in eine Diskothek gehen. Er bringe sie dann wieder zurück.

„Es gibt hier keine schlechten Menschen“, sagt er, „hab keine Angst.“

„Du hast gesehen, dass ich keine Angst habe“, antwortet sie.

„Ja“, sagt er, „und das gefällt mir. Gehen wir?“

Sie hat nichts dagegen. Er ist eine sensible Person. Sie wird nicht nur den Überblick behalten, sondern er wird sie auch nirgendwohin fahren, wohin sie nicht will.

Er fährt langsam, um das Auto auf der Schlaglochstraße nicht zugrundezurichten. Es ist schon sechs Jahre alt und durch seinen behutsamen Umgang mit ihm in sehr gutem Zustand. Er wiederholt wie eine Beschwörungsformel, sie solle keine Angst haben. Spazierenfahren will sie nicht. Stattdessen steigen sie zu einer kleinen Kirche hinauf und sitzen auf einer Steinbank direkt

unterm großen Wagen. Natürlich gibt es eine Sternschnuppe und Zikaden in den Pinien. Er allerdings ist schon weiter: Dann wollen sie essen, dann in die Diskothek. Es wäre auch viel besser, wenn sie in Kalóvassi übernachten und er sie erst am nächsten Morgen um fünf zurückbringen würde. Es ist ihr unwichtig. Es gibt eine Nähe, die etwas Zärtlichkeit, etwas sexuelles Interesse und viel abwartende Ruhe ist. Sie ist innerlich da, wo sie äußerlich ist: vor der kleinen Kirche, aus der Kerzen durch die Glastür leuchten, auf die ein Kreuz gezeichnet ist.

Bevor der gemeinsame Abend beginnt, will er sich umziehen. Er fährt sie am Haus seiner Eltern vorbei. Es ist ein rosa getünchter Palast mit zwei hohen Stockwerken und Zinnen als Krönung. Sein Vater hat eine Lederfabrik, in der auch er arbeitet. Es ist eine große Gerberei, stellt sich bei der Besichtigung heraus. Sie ist seit sechzig Jahren in Familienbesitz. Dimitris ist stolz auf die alten Maschinen. Eine stammt aus der Zeit, als noch nicht mit Strom gearbeitet wurde. Sie ist in Deutschland hergestellt worden. Maschinen und Bottiche stehen leer, denn es wird umgebaut. Aber unterm Dach hängen Häute zum Trocknen und trockene liegen gestapelt. Sie sind zu Schuhsohlen bestimmt. Die Felle kommen aus Frankreich.

Dimitris hat am Polytechnikum in Athen studiert. Er trägt, als er sie von ihrer Bank am Ufer abholt, ein sehr weißes Hemd. Der Ausdruck seines hellen Gesichts mit der kräftig gebogenen Nase ist vornehm und ernst. Durch ein kleines Lachen belebt es sich.

Am Strand hat er zu ihr gesagt, sie sei so lebendig, und das möge er. Kein dummes Gerede von Schönheit. Lebendig sein entspricht ihrem Selbstverständnis. Sie freut sich, dass er etwas von ihr erkennt. Später sagt er anscheinend zusammenhanglos: „Du bist

stark.“ Es berührt sie, dass er das einfach nur feststellt, ohne Vorwurf, ohne Bewunderung - die ja nur Distanz schaffen würde -, ohne Angst und ohne zum Bau einer Mauer anzusetzen. Die Disko stellt sich als gegenseitiger Irrtum heraus. Sie merken schnell, dass jedes nur um des anderen willen dort ist und gehen wieder, obwohl ihr Kleid und sein Hemd wunderschön leuchten. Auf der runden Tanzfläche unter der Lichtorgel zucken junge Leute, meist einzeln. Der Lärm der Musik kann nach allen Seiten verströmen, denn „Copa Cabana“ ist eine Bambushütte mit einer offenen Seite. Der Ouzo ist zu groß und zu stark. Er sagt immer wieder, sie solle nicht so viel davon trinken, was sie ohnehin nicht täte.

Dann folgt die Eroberung des Palastes. In Griechenland ehrt man die Eltern. Auch Dimitris wird einmal so ein Hausherrscher sein, dem Frauen und Kinder zu gehorchen haben. Jetzt ist er trotz seinen neunundzwanzig Jahren noch Kind im Haus. Wenn er sich eine Frau mitbringt, müssen beide die Schuhe ausziehen. Aber es ist für alles gesorgt. Ein kleines Zimmer mit einer Liege ist in Penthouse-Art auf die Dachterrasse gebaut. Allerdings darf im Zimmerchen nur ganz leise gelacht werden und auf der Terrasse muss man auf Zehenspitzen gehen. Zuerst fühlt sie sich fremd. Zwei Häuserreihen weiter ist das Meer, die „Fabrik“ schräg gegenüber. Der Mond ist ganz schmal. Hier gibt es mehr Sterne als an ihrem Strand. Die Sonne ist nicht zwei Stunden vor ihrem Untergang hinter den Bergen, sondern zur rechten Zeit im Meer verschwunden. Sie fühlt sich scheu und mädchenhaft. Das geht vorüber, als sie das Kleid auszieht. In ihrer Haut fühlt sie sich sicher. Er ist unerfahren und weiß wenig von Frauen. Mit sachlichem Interesse fragt er, direkt und naiv.

Zum ersten Mal in dieser zehn Stunden alten Beziehung fühlt sie deutlich, wie es weitergehen muss. Sie will ihn nicht wiedersehen. Sie ist angerührt von seinem Wesen. Seine Zartheit und fast schon pedantische Rücksichtnahme, sein Hinsehen- und Erkennenkönnen, seine fast schon entmündigende Fürsorglichkeit, seine Besorgnis um ihr Wohlbefinden. Aber das alles würde sie von sich selbst wegführen. Sie darf sich jetzt nicht im Auto zum nächsten Strand fahren und beim Wiedereinsteigen die Autotür aufschließen lassen. Sie muss allein eine Viertelstunde zu Fuß gehen, um ihr Joghurt zu kaufen, und es am Strand entlang zurückzutragen. Sie darf sich nicht von Hitze- und Kälteleiden ablenken lassen durch Gespräche, zu denen sie die Worte mühsam suchen und in denen sie immer wieder um neue Formulierungen bitten muss. Stattdessen muss sie tief in ihre Stimmungen hinauf- und hinuntersteigen. Sie darf Gipfel- und Talpunkte der Stimmungen nicht zu einem sanften Launen-Auf-und-Ab verflachen! Nicht dass sie Angst hätte, sich zu sehr an Fürsorglichkeit und Aufmerksamkeiten zu gewöhnen, die sie nach der Abreise vermissen würde. Es liegt für sie eine unerträgliche Einschränkung darin, überhaupt jemand anderen auch nur in ihre Überlegungen mit einzubeziehen. Wie soll sie ihm das erklären? Es wird ihn traurig machen. Er fragt bald: „Was hast du?“ Sie gibt vor, sie hätte zu Hause einen Freund. „Liebt er dich?“, fragt Dimitris. „Sicherlich nicht so sehr wie ich.“

Auch der Abstieg erfolgt wieder barfuß. Zwei Stunden später muss er bei seiner Arbeit in der Gerberei sein. Auf dem Weg wird es langsam hell. Die Sonne ist noch nicht zu sehen. Er fragt immer wieder, warum sie ihn nicht noch einmal treffen wolle. „Ich will allein sein, ich fühle, dass ich das brauche.“ „Warum?“ Er versteht es nicht, aber er akzeptiert es trotzdem, ohne Verletzung zu

zeigen. „Schreib mir und ruf an, wenn du wiederkommst!“ Er gibt sich noch einmal zu erkennen, als er „Danke für den Abend!“ in seinem Gesicht aufleuchten lässt.

Am nächsten Nachmittag klopft ein Junge an ihre Hotelzimmertür. Als sie öffnet, sagt er „Dimitris“ und läuft weg. Eine halbe Stunde später geht sie über die Straße zum Strand. Weder er noch sein Auto sind zu sehen. Es ist gut so. Und es tut ihr auch leid. Es tut ihr leid, dass sie ihn enttäuscht und dass sie sich nicht auf das leichte Leben einlassen kann, weil sie mehr als alles andere in eine unbekannte Tiefe will, die sie nur in sich selbst finden kann. Eine Tiefe, die sich doch immer nur als große Oberfläche erweist, so viel Oberfläche wie Wasser oder wie Haut.

Nächster Bahnhof Augsburg

„Nächster Bahnhof Augsburg!“

Der Zug fährt also über Augsburg. Augsburg? Ein Augenarzt in Augsburg. Um seinen Namen zu erfahren, war sie damals weder entschlossen noch geschickt genug gewesen. Das verfolgte sie bis heute. Es war ihr immer wieder eingefallen. Als sie sich endlich fest entschlossen hatte, nach dem Namen des Augenarztes in Augsburg zu fragen, war das Mädchen nicht mehr zu erreichen. Vor ihrer Abreise hatte sie dann keine Gelegenheit, noch einmal in das Gebirgsdorf zu fahren. Geld ade! Wie gewonnen, so zerronnen! Dieselbe Summe, die sie dem Haushalt im Gebirgsdorf spendiert hatte - sie nannten es zunächst „leihen“ - gab ihr die Wirtin des Hotels in ihrem Dorf für zwei Nächte Abwaschen während des großen Festes.

Die monatliche Zahlung sei noch nicht eingetroffen, sagte das Ehepaar jedes Mal, wenn sie zum wieder neu verabredeten Zeitpunkt ihr Geld zurückhaben wollte. Diesen Monat dauerte die Überweisung länger oder aber sie hatten ihr das Eintreffen des Geldes verschwiegen.

Für Griechen ist es eine große Freude, wenn sie im Ausland Landsleute treffen. Deshalb weisen sie freundlich die aus demselben Land angereisten Ausländer in Griechenland aufeinander hin. Deutsche nehmen diese Hinweise meist mit Gleichgültigkeit oder Ablehnung auf.

Die Töpfer, bei denen sie hatte arbeiten wollen und die ihr zunächst zugesagt hatten, tricksten sie aus. Sie musste also ihren Koffer wieder einpacken und abziehen. „Am Dorfausgang leben

Deutsche“, sagten sie ihr wie zum Trost. Sie nahm das zur Kenntnis und begann den Abstieg. Auch bergab war es nicht einfach mit dem Koffer auf dem Fahrradgepäckträger! Aber jedenfalls leichter als bergauf, wo sie schiebend, beziehungsweise stemmend, fast einem Herz- oder Hitzschlag erlegen war. Die Anstrengung des Abstieges hatte zur Folge, dass sie noch weniger begierig als gewöhnlich darauf war, Landsleute zu treffen. Im letzten Dorf vor Pythagorion fragte sie die vor ihrem neuen Hotel auf Gäste wartende Besitzerin, ob es hier denn keine Privatzimmer gebe. Sie bekam großherzig eine Auskunft und fand, was sie suchte.

Dann begegnete sie dem Deutschen aber doch in der Stadt, wohin beide aus ihren Dörfern zum Einkaufen gekommen waren. Er sagte seit einem halben Jahr „Kalamari“ zur Begrüßung. Das wird jedem Gast griechischer Restaurants bekannt vorkommen, denn das Wort steht dort in der Speisekarte. Es bedeutet Tintenfisch. Alle lächelten amüsiert bei seiner Begrüßung und niemand sagte ihm, dass er das Wort mit dem zugegebenermaßen ähnlich klingenden „Kalimera“ verwechselte. Auch sie schmunzelte nur, ohne ihn zu korrigieren.

Sie waren die einzigen Fremden im Café und fingen bald an, miteinander zu sprechen. Er wartete auf den Bus in sein Dorf und lud sie ein, ihn und seine Familie zu besuchen. Sie lebten dort zu fünft: er, seine Frau und drei Töchter. Eigentlich könnte sie gleich mitkommen. Warum auch nicht?

Das Haus stand nicht am Ausgang des Dorfes, sondern noch vor dem Ortsschild. Kein Grieche baut einen solchen Backofen für sich selbst, dachte sie. Das Haus war aus Beton gegossen, mit dunkelgrüner Ölfarbe gestrichen und wurde von einem

Wellblechdach gekrönt. Der Mann hatte schwer zu tragen, denn seine Einkäufe bestanden vor allem aus Weinflaschen. Die Frau freute sich über den Besuch. Sie hatte struppiges, dunkles Haar und war sehr schlank, trug aber einen hoch sitzenden Bauch, als wäre sie in einem frühen Monat mit Zwillingen schwanger. Die älteste Tochter zeigte ein überraschend feines Gesicht. Woher mochte sie es haben? Die beiden kleineren sahen ihren Eltern ähnlich. Die jüngste hinkte noch dazu. Ihre Beine waren von Geburt verschieden lang, und der Unterschied wuchs mit.

Gleich kochte die Frau Nudeln und öffnete eine Dose mit Tomatensoße. Die Kinder stürzten sich in einer Weise auf das Essen, dass der Besucherin die Bemerkung über ihren gesunden Appetit noch rechtzeitig im Halse steckenblieb. Alle drei betrachteten misstrauisch den Teller des Gastes. Sie fürchteten offensichtlich für ihre eigenen Portionen. Sie bemerkte es rechtzeitig und nahm sich nur wenig.

Die Mutter tadelte die mittlere Tochter dafür, dass sie ihre Schlafdecke mit ins Freie genommen hatte. Die flauschige Kunstfaserdecke war nun von unzähligen stacheligen Samen durchdrungen. Die Besucherin wagte nicht, in den Schlafraum der Mädchen zu sehen, dessen Eingang unter der Terrasse lag. Aus dem Geplauder der Jüngsten erfuhr sie, dass jedes der Mädchen eine solche Schlafdecke besaß, nichts außerdem: kein Bett, keine Matratze, kein Bettzeug.

Als der Mann sie schließlich bat, ihnen Geld zu leihen - die monatliche Zahlung aus Deutschland habe sich diesmal unverständlicherweise verzögert - hatte sie sich ein Urteil gebildet: Die Eltern gingen freundlich mit den Mädchen um, aber Wein für die Erwachsenen war wichtiger als Essen für die Kinder.

Später fuhr sie mit dem geliehenen Fahrrad noch einmal in das Bergdorf, mehr aus Neugier als in der Hoffnung, ihr Geld zurückzubekommen. Sie fand den Mann mit den Mädchen im Dorf-Café. Er trank Raki. Die Kleinste bekam von einer mitleidigen Dorfbewohnerin etwas zu essen geschenkt. Die größeren guckten neidisch und machten boshafte Bemerkungen. Der Mann schien zu erwarten, dass sie den Raki bezahlte, aber sie stellte sich dumm und wartete seine direkte Aufforderung ab.

Das Rätsel des edlen Aussehens der Ältesten löste sich schließlich. Die Frau erzählte ihr stolz, als sie kurze Zeit alleine waren, das Mädchen sei die Tochter eines Augsburger Augenarztes. Sie sei bei ihm Sprechstundenhilfe gewesen. Der Vater des Mädchens schickte monatlich achthundert Mark. Davon lebte offenbar die ganze Familie, natürlich mehr schlecht als recht.

Der Mann vertraute ihr – ebenfalls unter vier Augen - ein anderes Geheimnis an: In seiner Familie sei Multiple Sklerose und er habe bereits die ersten Symptome an sich entdeckt. Er sei entschlossen, zur rechten Zeit Schluss zu machen, solange er noch dazu in der Lage sei, um nicht wie sein Onkel im Rollstuhl zu verdämmern. Bis dahin wolle er sein Leben genießen. Auf keinen Fall wolle er die ihm verbleibende Zeit im unwirtlichen Deutschland mit Geldverdienen verschwenden.

Für ihre letzte Verabredung in Pythagorion hatte sie sich einen Trick ausgedacht, mit dessen Hilfe sie dem großen Mädchen den Namen ihres Augsburger Vaters entlocken wollte. Die Frau hatte ihn ihr nicht nennen wollen und sicherlich auch der Tochter verboten, ihn auszuplaudern. Zu ihrer großen Enttäuschung waren alle drei Mädchen zu Hause geblieben, vielleicht weil die Eltern das Fahrgeld sparen mussten.

Kein anderer Gedanke drehte sich so lange und selbständig in ihrem Kopf wie der: Wie kann ich den Namen des Augenarztes in Augsburg erfahren, um ihn über das Schicksal seiner Tochter zu informieren? Sie war damals sicher, er wisse nicht, wie seine Tochter lebte, sonst hätte er doch wohl eingegriffen! Später dachte sie, es sei ihm vielleicht gleichgültig gewesen, denn er hätte ja selbst nach dem Rechten sehen oder jemanden schicken können, der es für ihn tat. Und überhaupt, vielleicht hatte er ja auch bald nach ihrer Abreise rettend - seine Tochter rettend - eingegriffen. Aber durch diese Überlegungen ließ sich ihr Gewissen nicht dauerhaft beruhigen. In Gedanken beschäftigte sie sich ausgiebig mit allen Möglichkeiten, die ihr einfielen. Die meisten davon waren Unmöglichkeiten.

Lag das alles jetzt tatsächlich schon zehn Jahre zurück?

„Augsburg. Hier Augsburg.“

‘Not all is perfect here’

Wir sitzen am schlecht beleuchteten, hintersten Tisch beim Italiener. Unser Gitarrenlehrer will offensichtlich etwas Gemüt in den Smalltalk bringen. Wir spielen zusammen Gitarre, sonst haben wir nichts miteinander zu bereden. Gemüt? Tiefe? Gesinnung? All das bleibt im Hintergrund, vielleicht aus Desinteresse, vielleicht auch aus Vorsicht: man will mit niemandem zusammenstoßen.

Ich singe das Einheitsfrontlied und - es ist lange her - Werner macht die damals unvermeidliche Bemerkung, damit könne ich ja gleich „nach drüben“ gehen. Ich entgegne kühl, das Lied sei schon 1934 gedichtet, vertont und gesungen worden. „Auch damals mochte man solche Lieder nicht.“ Mit diesem Satz überschreite ich schon fast die Grenze unserer ungeschriebenen Gesprächsgesetze. Er wird ignoriert, denn unsere Gitarrenbeziehung beruht schließlich auf Harmonie!

Unser Gitarrenlehrer will unbedingt dieses gemeinsame Mittagessen zur Verstärkung der „persönlichen Kontakte“ nutzen, schließlich hat er es nur deswegen inszeniert und opfert Geld und Zeit dafür! Ziemlich unvermittelt erzählt er von Amerikanern, die er hier in der Stadt kenngelernt habe - es waren etwa dreißig Musiker - und von denen niemand Kritik an seinem Land habe hören wollen! Er bekennt sich schließlich ein bisschen verschämt zum „Antiamerikanismus“. Vielleicht ist es eine Spätfolge seiner Kindheit in der Sowjetunion. Seine Äußerung ist der allgemeinen Aufmerksamkeit entgangen.

„Ich habe auch andere getroffen“, sage ich. Aber ich hüte mein Geheimnis, weil ich weiß, in diesem Kreis würde es niemand

verstehen. Wahrscheinlich kenne ich überhaupt niemanden, der es verstehen würde.

Dämmerung in San Franzisco. Nicht unten in Downtown, sondern über der oberen Endstation des Cablecar. Breite Straße, Busse, Unmengen von Autos. Wenige Fußgänger auf den Trottoiren. An einer der Haltestellen sehe ich eine sehr schmale Gestalt auf zwei Krücken. Langes Haar. Er hat nur ein Bein. Das zweite Hosenbein hängt leer herunter. Ich gehe langsam hinter ihm her. Gerne würde ich sein Gesicht sehen. Ich folge ihm in größerem Abstand. Auch ich muss die Straße überqueren, denn ich will in mein Hotel. Der Tag war lang genug. Bin ich weiter hinter ihm hergegangen? Jedenfalls bleibt er mitten auf dem Fahrdamm einer Seitenstraße stehen und fragt mich nach einer Adresse. Haben wir uns vorher angesehen? Ich weiß es nicht mehr. Ich sage ihm, dass ich nicht wisse, wo er die Straße, die er sucht, finden könne, aber ich hätte einen Stadtplan. Ich hole ihn aus der Tasche und entfalte ihn. Er ist sehr groß. Wir stehen immer noch mitten auf der Straße. Ein Auto hält neben uns, der Fahrer hupt nicht. Wir gehen weiter zum Bürgersteig. Die große offene Karte halte ich in der Hand.

‘Are you visiting?’

Ich bejahe.

‘I’ll tell you something: Not ALL is perfect here - BUT THERE ARE SOME NICE PEOPLE!’

Wir sehen uns an. Was mag für ihn wohl überhaupt ‘perfect’ sein?

Ich würde ihn gerne begleiten, die Adresse gemeinsam mit ihm suchen.

Aber er lehnt ab. Es sei nur eine Kneipe! Das sei nichts für mich.

Vielleicht hatte ich es ihm nicht wirklich vorgeschlagen, sondern nur angedeutet. Er hat gleich verstanden.

Die schmale Figur mit dem eingefallenen blassen Gesicht und den großen, flackernden Augen. Das Gesicht zuckt, Schultern und Hände vibrieren wie im Kälteschauder.

Jetzt, dreizehn Jahre später, tut es mir immer noch leid, dass ich erst einige Minuten nach dieser Begegnung sehr gerne wenigstens gesagt hätte: ‘I’m sure, you’re one of them!’

Der schlecht beleuchtete Tisch beim Italiener ist wieder da.

„Was hast du gesagt?“, fragt der Gitarrenlehrer.

„Der Geist singt“

Wir wollen gerade die breite, geschwungene Treppe hinuntergehen, aber wir entscheiden uns dann doch lieber schnell und mit ein paar geflüsterten Worten für den Aufzug. Unten steht eine Gruppe feierlich gekleideter Damen und Herren. Einer der Herren hat eine große Schere in der Hand. Wir wollen die Zeremonie nicht stören. Bisher dachte ich, auf diese Weise würden nur Brücken eröffnet.

Wir sind rechtzeitig fertig, um den Ausstellungseröffnern nicht in den Weg zu kommen. Jerry hat seine Generalprobe hinter sich gebracht. Es sei noch eine letzte Übung für ihn gewesen, sagt er, um meine Verlegenheit zu verringern.

Besuch aus Europa hat manchmal Vorrang. So war es in der ausverkauften Tanz-Theater-Vorstellung vor zwei Tagen. Diesmal allerdings war das Recht auf meiner Seite!

Durch den strömenden Regen habe ich meine schwere Reisetasche bis zum Museum geschleppt. Hier soll, laut mancherlei Auskünften und Ankündigungen um zehn Uhr die Ausstellung ‘The Spirit Sings’ eröffnet werden. Es ist eine ethnographische Kostbarkeit über die Indianer Canadas, ihr Leben, ihre Kunst. In dem Katalog habe ich schon voller Freude und Staunen geblättert. Endlich ist die Ausstellung in Ottawa angekommen!

Mittags um ein Uhr fährt mein Zug. Einen späteren erlaubt mir mein Fahrschein nicht. Als ich kurz vor zehn beim Museum ankomme, bin ich die einzige vor der Tür. Auf mein Klopfen kommt eine junge Frau zu mir heraus. Die Eröffnung sei

verschoben worden, Publikum habe erst am ein Uhr Zutritt. Aber...! Ich mache es wirklich dringend. Meine Welt bricht auch tatsächlich gerade zusammen. Seit Tagen habe ich mich auf diese Ausstellung gefreut. Seit Jahren bin ich eine Verehrerin indianischer Lebensweise und Kultur - die jugendliche Winnetou-Begeisterung nicht mitgerechnet!

Schließlich schickt mir die Frau einen kleinen, jungen und gewandten Herrn vor die Tür. Je weiter oben in der Hierarchie, desto schwerer das Neinsagen! Nachdem ich ihm dramatisch meine Situation geschildert habe, lässt er mich ein. Meine Reisetasche wird in der Garderobe verstaut und ich bekomme Jerry als Führer zugeteilt.

Er ist groß und dunkel. Ich forsche möglichst unauffällig in seinem Gesicht nach Indianermerkmalen. Als wir zu den Creek kommen, zeigt er mir auf der Landkarte einen Platz hoch oben im Norden: „Von hier komme ich.“ Er studiert „rationale Philosophie“: Kant, Hegel. Er möchte Deutsch lernen, um die Philosophen im Original lesen zu können.

Es folgen die Stämme von der Westküste, British Columbia. Jerry bewundert ihre Kunstwerke. „Sie haben dort alles zu essen. Sie brauchen sich nicht um die täglichen Bedürfnisse zu kümmern, sie sind reich! Deshalb können sie diese Kunstwerke schaffen.“

Jerry erzählt mir die Mythen, die zu den Darstellungen gehören. Er fügt meist zweifelnd in leicht fragendem Ton hinzu: „Das glauben jedenfalls die, die die Mythen erzählen. Rational betrachtet dagegen...“ Ich erzähle ihm schließlich vom „kollektiven Unbewussten“, von der Wahrheit der Mythen, der Heimat unserer Psyche. Jerry hört verwundert zu.

Am liebsten würde ich Jerry zum Lernen der Sprache seiner Philosophen nach Deutschland einladen. In meiner Begeisterung scheint mir alles möglich. Dann kehrt mein Realitätssinn zurück und ich bitte ihn nur - immerhin dringlich -, mich doch anzurufen, wenn er einmal in Deutschland sein sollte.

Als wir am oberen Ende der Treppe angelangt sind, treffen uns erstaunte und - irre ich mich? - enttäuschte Blicke aus der Gruppe am Fuße der Treppe. So mag jemand, der eine Erstbesteigung beabsichtigte, ein Gipfelkreuz betrachten.

Ende einer Reise

“Help me, I’ve been robbed!“ Hieß das wirklich „überfallen, berauben“? “Really!?“, sagte er. Sein Blick streife sie und er wendete sich von ihr ab. Sie hörte ihn etwas von “tricks“ murmeln. Er war der einzige „Weißhäutige“ weit und breit. Sie sah an sich herunter. Der Regen hatte den Dreck aufgeweicht und sie war natürlich hingefallen, denn das Taxi hatte nicht richtig gehalten, sondern nur abgebremst, als der mit dem Turban sie hinausstieß. Die Wunde am Hals brannte. Nicht mit den dreckigen Händen anfassen! Der Blick auf die Schulter zeigte nur wenig Blut. Die Kette war zum Glück dünn gewesen. Die Tasche war selbstverständlich auch weg. Mit allem. Geübte Griffe auf Brust und Bauch, die sie keinen Augenblick falsch verstand, hatten die üblichen Verstecke überprüft. Da war nichts, konnte der mit dem Turban leicht feststellen, denn in der feuchten Wärme trugen die Europäerinnen dünne Kleidung.

Sie ließ sich da, wo sie stand, auf den Boden gleiten. Die Knie hielten sie nicht mehr. Sie war froh, dass sie etwas fand, woran sie sich lehnen konnte. Sie sah wieder die Szene im Taxi vor sich: zwei auf sie und ihre indische Freundin einredende Männer. Die Freundin lachte höhnisch, als der Beifahrer den Preis für die Strecke nannte. Als Inderin kannte sie sich aus. Ihre Frage: „Was für einen Weg fahren Sie eigentlich?“ hatte später ängstlich geklungen. Rechts dehnte sich ein langer, breiter Brei aus Müll, auf dem einzelne Krähen hockten. Links standen die Behausungen. Vor ihnen spielten nackte Kinder. Aber dann war das Auto wieder in die Hauptstraße eingebogen. Das sei eine Abkürzung gewesen, erklärte der Fahrer. Schließlich hatten sie vor

dem internationalen Flughafen gehalten. Die Freundin war schnell aus dem Auto gesprungen, drei Gepäckträger hatten ihr geholfen, die beiden schweren Koffer aus dem Kofferraum zu reißen. Sie hatten sie neben das Auto gestellt. Der Kofferraum war über den dicken Koffern nicht zugegangen, das erwies sich nun als Vorteil. Was würde die Freundin wohl mit ihrem Koffer anfangen? Noch war das Flugzeug nicht gestartet, denn es war ja noch nicht Nacht. Aber den wahrscheinlich weiten Weg bis zum Flugplatz würde sie auf keinen Fall zu Fuß schaffen. So, wie sie aussah und ohne Geld, konnte sie sicherlich keinen Autorikscha-Fahrer dazu überreden, sie irgendwo hinzufahren.

Sie saß am Straßenrand, unbehelligt von neugierigen Blicken, die sie fünf Wochen lang teils genossen, teils mühsam ertragen hatte. Vor der Reise wäre es ihr unmöglich erschienen, dass sie in einer solchen Lage nur einfach ruhig würde dasitzen können. Sogar für manche Situation zu Hause in Deutschland hatte ihr das nötige Phlegma gefehlt. Das war in den letzten Wochen vollständig anders geworden. So lebte es sich leichter.

Das Taxi hatte vor dem internationalen Flughafen gehalten. Freundin und Koffer standen neben dem Wagen. Sie dagegen saß tief im weichen Lederpolster des alten Autos. Die hintere Tür auf der Beifahrerseite stand noch offen. Die Freundin steckte den Kopf herein und sagte: „Bezahl mal!“. Gehorsam und ohne nachzudenken öffnete sie unter den Blicken des rückwärtsgewandten Beifahrers ihre Tasche und holte das Portemonnaie heraus. Da gab es plötzlich einen Ruck. Der Beifahrer zog die hintere Tür rasch zu, und das Auto schoss nach vorne. Es fuhr schnell durch ein paar weniger verkehrsreiche Straßen und bremste dann ab. Ein Mann mit Turban riss von

außen die Tür hinter dem Beifahrer auf und sprang in das langsam fahrende Auto. Dabei fiel ihr ein, dass das umgekehrt, also von innen nach außen, auch möglich sein müsste, aber da fuhr das Auto schon wieder schneller. Es kam ihr vor, als sagte der Mann mit dem Turban “xcuse me“, als er ihr sanft ein schwarzes Tuch über den Kopf legte und es festband. Sie fühlte keinen spontanen Antrieb, sich zur Wehr zu setzen. Darüber wunderte sie sich. Ihre Tasche hielt sie zwar fester, ließ sie aber im Schoß liegen. Vielleicht fuhren sie eine halbe Stunde? Ihr Zeitgefühl schien ihr unzuverlässig. Das ist also eine Entführung, dachte sie. Dann hatte die Fahrt ein sehr plötzliches Ende. Der mit dem Turban musste an ihr vorbei gegriffen und die Tür geöffnet haben. Sie fühlte den Luftzug. Als sie gestoßen wurde, verlor sie auch noch ihr Gefühl für oben und unten. Während der Vorwärtsbewegung spürte sie einen Ruck am Hals, sodass sie einen Augenblick lang glaubte, sie würde gehalten. Der Aufprall war nicht so hart, wie sie erwartet hatte. Der Matsch milderte ihn. Der Gestank war ekelhaft. Aber sie war wohl nicht verletzt. Jedenfalls spürte sie nur die Wunde rechts am Hals.

Sie sah vor sich hin. Ein paar Gedanken darüber, was sie wohl tun könnte, um sich aus dieser blödsinnigen Lage zu befreien, zogen am Horizont ihres Bewusstseins vorüber. Die armen Leute, die in dieser Straße wohnten, würden ihr nicht helfen können. Die anderen waren durch Betonmauern von allen Mittellosen abgeschirmt, also auch von ihr.

„Es wird sich schon etwas ergeben“, sagte sie vor sich hin, lehnte sich noch fester gegen den hinter ihr aufgehäuften Müll und schloss die Augen.

Es ist mir noch nie so gut gegangen

Sie hat den Lauf der Dinge nur aufgehalten mit ihrer Vorsichtsmaßnahme, die Antibiotika aus ihrer Reiseapotheke aufzubrauchen! Die Wunden waren während der Behandlungen in der Aryuveda-Klinik wieder schlimmer geworden und sie wollte sich eine Blutvergiftung ersparen. Solche komplizierten Gedanken gingen ihr längst nicht mehr durch den Kopf.

Vor einiger Zeit hatten die Behandlungen aufgehört. Niemand störte sie nun mehr mit Pillen und kleinen Bechern voll süßem Sirup oder scharfer Brühe oder gar mit Bächen von warmem Öl und heißen Tupfern. Andererseits hatte auch niemand von ihr verlangt, dass sie ihr Bett aufgäbe, obwohl ihr Geld sicherlich längst aufgebraucht war. Sie blieb also in ihrem Raum und genoss weiterhin den Luxus einer eigenen Toilette.

Bis vor etwa zwei Wochen hatte ihr mittags jemand Reis hingestellt. Bis dahin hatte sie noch aufstehen und sich an den Tisch setzen können. Dann ging das nicht mehr und schließlich blieb der Reis aus. Neben ihrem Bett fand sie aber immer wieder die mit frischem Wasser gefüllte Kanne neben ihrer Plastiktasse. Nur noch selten brauchte sie sich auf allen Vieren zur Toilette zu schleppen. Die Sauberkeitserziehung saß doch sehr tief. Mutters Grund- und Hauptsatz dagegen: „Das ist doch *viel* zu anstrengend!“ hatte sie in Wort und Tat von klein auf widersprochen.

Ihre Gedanken hatten den Zusammenhang verloren. Sie waren von Traumfetzen nicht mehr zu unterscheiden. Als sie noch durch Tempel gegangen war, hatten sie die Schiwa-Darstellungen

angezogen. Den Schöpfer und Erhalter kannten die Christen ja auch. Für das Vergehen oder gar die Zerstörung war ihr guter Gott jedoch nicht zuständig. Die ließ er bestenfalls zu. „Natürlich gehört das Vergehen zum Leben!“, hatte sie an ihre Freundin in Deutschland geschrieben. „Warum wollen wir das nicht wahrhaben, sondern kämpfen dagegen an?“

Jetzt fühlte sie sich leicht und frei, wenn nicht gerade ihre Versuche, die Toilette zu erreichen, sie an ihre Erdenschwere erinnerten. Die Wunden spürte sie nicht mehr. Sie sahen aus wie viele kleine ausgestochene Augen. Sie fühlte sich leicht und frei. Träume und Gedanken kamen und gingen . . .

Als sie ihren Namen rufen hörte, hob sie etwas den Kopf. Erst jetzt fiel ihr auf, dass es seit Tagen um sie herum ganz still geworden war: Keine unverständlichen Laute, kein Hochziehen der Nasen, kein blökendes Aufstoßen waren mehr zu hören. Seit Tagen gab es keine menschlichen Geräusche mehr um sie herum. Nur ihre Wasserkanne stand, immer wieder frisch gefüllt, neben ihrem Bett. Noch einmal hörte sie ihren Namen. Diesmal direkt neben sich. Dieselbe Stimme sagte dann: „O Gott!“

Es gelang ihr, sich von der Wand auf die andere Seite zu drehen. Neben ihrem Bett stand ein fremder Mann. „Angela?“ sagte er noch einmal. „Ich komme Sie abholen.“ „Wohin?“, fragte sie. „Es geht mir hier gut. Es ist mir noch nie so gut gegangen!“ Weiter sagte sie nichts mehr, denn sie war erschöpft und außer Atem. Der Mann zog sich den Hocker vom Tisch an ihr Bett. „Ich bringe Sie jetzt in ein Hotel und dort werden wir Sie wieder aufpäppeln.“ „Unsinn“, murmelte sie. „Wer sind Sie überhaupt?“

Der Mann zögerte mit der Antwort. Lange Erklärungen würden jetzt wenig nützen. „Das erzähle ich Ihnen später im Hotel“, sagte

er eine Idee zu forsch. Eigentlich war es ihr völlig gleichgültig, wer das war. Er sollte sie nur in Ruhe lassen und nicht solche Hektik machen! Sie war müde und wollte schlafen, einsinken, nicht mehr auftauchen. Es war alles viel zu anstrengend. Tatsächlich hatte sie diesen Satz gedacht. Es riss sie regelrecht hoch. Sie fiel wieder zurück, aber er war doch froh, dass noch so viel Leben in ihr steckte.

„Ich will nicht überführt werden!“ sagte sie, so fest es ging. „Meine Asche soll in die Ganga gestreut werden!“ „Aber Angela, dafür ist es doch viel zu früh! Sie sind viel zu jung für die Ganga!“ „...alles, was besteht, ist wert, dass es zugrunde geht“, murmelte Angela. „So weit ist es noch nicht!“, sagte der Mann entschlossen und stand auf. „Wo sind Ihre Sachen?“ Die Frage hätte er sich sparen können. Ein eingefallener Rucksack war alles, was er entdecken konnte. Sie hatte wohl das Übrige verkauft. Niemand hätte ihr hier etwas weggenommen.

Die Fotografie, die er aus Deutschland von der „Vereinigung der Eltern in Indien verschollener Kinder, e. V.“ bekommen hatte, zeigte kaum Ähnlichkeit mit dem Gerippchen, das vor ihm lag. Aber sie hatte auf ihren Namen reagiert. Der Hinweis, den er bekommen hatte, war also richtig gewesen. Hoffentlich war er nicht zu spät gekommen! Glücklicherweise arbeitete ein ausgezeichneter Arzt mit ihnen zusammen.

„Ich werde Sie jetzt ins Auto tragen und dann fahren wir zum Hotel. Dort wartet der Arzt schon auf uns.“ „Wozu?“ fragte sie. „Es geht mir hier gut.“ Und wieder zuckte ihr der Satz durch den Kopf: „Das ist doch *viel* zu anstrengend!“ Sie sah den Mann plötzlich hellwach an und sagte leise, aber sehr deutlich: „Ja, tragen Sie mich ins Auto! Ich bin nicht mehr sehr schwer.“

Quedlinburger Impression

Er ließ die zerfetzte braune Plastik-Umhängetasche von der Schulter auf den Boden gleiten.

„Hier!“ Die Steineinfassung war warm von der Sonne und breit genug zum Sitzen. Unter ihnen lag die Stadt. Sie drehte sich zur Seite und zog die Füße auf die Mauer. Er verstand und machte es ebenso.

„Meine Lebenstragödie“, sagte sie. „Fangen Sie an!“

„Meine Lebenstragödie“, wiederholte er zögernd, denn sie sagte weiter nichts mehr. Sie war etwas nach hinten gerückt und versuchte, sich mit ihrem Rücken an seinen Rücken zu lehnen. Er richtete sich auf. Sie balancierten und dann hatten sie eine stabile Position gefunden.

„Ja?“

„Mein Vater . . .“. Er unterbrach sich gleich wieder. „Was auch Leute wie Sie wissen könnten, aber woran sie nicht denken: Auch die Enkel wurden behindert, wo es ging.“

Obwohl die Pause lang war, schwieg sie. Das gehörte zum Spiel, dessen Regeln er erriet.

„Mein Großvater hatte eine kleine Fabrik. Mein Vater sollte sie übernehmen. Dazu hätte er Chemie studieren müssen, aber das wurde nichts mehr. Die Zeit reichte nur fürs Notabitur. Und als der Krieg endlich zu Ende war, da war auch die Fabrik weg. So ging das eben. Mein Vater hätte sie leicht verschmerzt, aber er wollte sehr gerne studieren. Das hätte ihm gelegen. Stattdessen mußte er sich die Füße als Briefträger ablatschen. Darüber tröstete ihn auch sein

kleines, wohl gehütetes Feierabendlabor im Keller nicht. Es fehlte ihm an fast allem zum Experimentieren. Meine Mutter war aus denselben „Kreisen“. Sie flüchtete sich in die Lektüre der Klassiker.

Ich erbte weder die Fabrik - auch ich konnte sie verschmerzen - noch die Möglichkeit zur „Bildung“ - was immer das sein mag -, die in unseren ehemaligen Kreisen üblich gewesen war. Und trotzdem war ich anders als die meisten anderen um mich herum. Wir hatten kein „bürgerliches Bewusstsein“. Mein Vater war zunächst überzeugt von den neuen Ideen. Aber wir waren doch „bürgerlich“. Das zeigte sich an Kleinigkeiten täglicher Gewohnheiten und an meiner Art zu sprechen. Ich konnte nicht in meiner Schulklasse untertauchen. Man bemerkte mich: die einen als Fremdkörper, die anderen zwar als Gleichen, aber die hatten ja auch nichts zu sagen und versuchten selbst nur, möglichst wenig aufzufallen. Wir gingen vorsichtig umeinander herum.“

Sie mußte sich anders hinsetzen, denn ein Bein war ihr eingeschlafen. Er hörte auf zu sprechen. „Hm“, machte sie, um anzudeuten, daß sie nun wieder stillsitzen würde. Aber die Bewegung hatte ihn daran erinnert, daß er doch nicht nur für sich selbst sprach.

„Die übliche Karriere der dritten Generation“, sagte er. „Ich habe keine Lust auf Einzelheiten. Postbeamter wie mein Vater. Da kann man sich gut aus allem heraushalten. Ohne Chemielabor, dafür mit einem Cello.“

Ich weiß zu wenig, um diese Biographie auszumalen! Da gibt es vermutlich einen bedrückenden Berg von grauem Alltag und kaum dramatische Ereignisse. Wie mag es gewesen sein? Ein Cello? Eine

Kirchengemeinde? Die Eltern resigniert oder noch voller Hoffnung auf die Erfüllung des großen Traumes? Oder nur zu müde für einen neuen Anfang? Zu vorsichtig, um einen Ausbruch zu wagen, der für viele in Gefängnissen geendet hatte? Eine Cello also, oder kann ich ihn mir besser mit einer Gitarre vorstellen? Oder spricht er weder von Cello noch Gitarre, sondern sitzt nur in Gedanken oder Gedankenlosigkeit verloren auf der warmen Mauer? So wie jetzt hier an diesem Tisch in der Sonne?

Wir übernehmen mit unserem westlichen Selbstbewusstsein den Tisch. Die Bestellung verläuft nicht reibungslos, weil wir uns in einem fremden Land befinden. Es gibt Verständigungsschwierigkeiten. Jemand von uns sagt : „Was, so billig ist der Kaffee!?“

Der junge Mann ist umzingelt, aber er flieht nicht. Er behauptet tapfer seinen Platz. Ich kann ihn nicht sozial einordnen. Solche feinen Gesichter haben bei uns bestenfalls Studenten. Aber hier? Ich stelle neugierige Fragen. Er ist Postbeamter. Das wundert mich. Hier ist alles anders trotz der täuschend gleichen Sprache! Er mag keine Touristen. Er nenne sie Terroristen, sagt er, ohne zu lächeln. Er sei in die alte Stadt gekommen, weil sie ihm gefalle, und er wolle sie in der alten Beschaulichkeit genießen. Jemand von uns will ihm die Vorteile des Tourismus erklären: „. . . und Geld bringen Touristen auch!“ Das ist eine unanfechtbare Binsenweisheit, nur hier klingt sie meinen Ohren fehl am Platz.

Ich habe innerlich längst die Partei des jungen Mannes ergriffen. Mir gefällt seine Unverbindlichkeit. Das meiste von dem, was jemand von uns sagt, reizt mich zum Widerspruch. Er bleibt zurückgelehnt in seinem Holzsessel sitzen und kommt uns nicht entgegen.

Die anderen stehen auf, die Stadtführung soll gleich anfangen. Ich bleibe unter dem Vorwand sitzen, dem letzten von uns noch Gesellschaft leisten zu wollen, bis er sein Eis aufgegessen hat. Wir sind also nur noch drei an dem großen runden Tisch. Schon fragen Neuankömmlinge nach den freien Sesseln. Wir sprechen nicht mehr. Ich würde gerne länger bleiben. Aber ich stehe scheinbar gleichgültig auf und laufe der Stadtführung hinterher.

Warum habe ich ihn nicht gefragt, ob ich ihm eine Postkarte schicken soll?, denke ich am Abend, wenn die Szene wie eine Filmschleife immer wieder an mir vorüberzieht.

„Vorbei, verweht, nie wieder.“

Nachteile einer guten Reiseleitung

Nach den Gesetzen der Ökonomie gebrauche ich meinen Verstand nur dann, wenn es unbedingt sein muss. In den Ferien, wenn ich allein verreise, gebrauche ich ihn häufig, um keinen Vorteil zu versäumen und allen Gefahren zu entgehen. Diese Bemühungen nimmt einem eine gute Reiseleitung ab. Da ich auch für Feriengespräche nur selten viel Verstand aufwenden muss, verfällt mein Geist in einen Dämmerzustand, der, wenn alles wunderbar funktioniert und mich auch die übrigen Teilnehmer nicht ärgern, zum Ferien-Gruppenreise-Dauerdämmer wird.

Jede Art von Ärger würde meinen Verstand wecken, aber wenn der so gut wie ganz und gar ausbleibt, dämmert er also weiter so vor sich hin. Auch Robert de Niro brauchte ja nach seinem jahrelangen Film-Koma einige Zeit zur Neuorientierung. Da kann ich es mir wirklich nicht verübeln, dass auch ich einige Zeit dafür nötig hatte.

Die Verwirrung begann bereits in Catania. Ich, die ich auf den Flugplätzen von LA und Bombay, wenn auch nicht zu Hause, so doch immerhin schon gewesen bin, stehe völlig hilflos auf diesem besseren Busbahnhof. Wo ist die Abflugtafel? Wo sind die anderen? Soll ich jetzt einchecken? Wo lass' ich denn mein Köfferchen? Panik, als ich auf der Departure-Tafel Frankfurt und eine längst vergangene Stunde lese, Unsinn, ich fliege ja nach Rom. Auch die Zeit ist vorbei! Die falsche Tafel! Erleichterung. Endlich gebe ich auf und schließe mich an, wo ich erwarte, niemanden zu belästigen. Die Muttergruppe hat sich nämlich jäh und wie durch Zauber – oder ist es im Gegenteil das Ende des

Zaubers, bzw. der Illusion, dass lauter einander ganz fremde Leute zu einer Gruppe zusammengehörten? – die Mutter Gruppe jedenfalls hat sich wieder in Paare und private Zirkel zurückverwandelt. Aber auch das ist mir in meinem Geistesdämmer erst klargeworden, als ich mich in dämmerbedingter Unschuld in einen solchen privaten Zirkel eingedrängt habe. Durchhalten schien mir, verglichen mit einem plötzlichen Aufbruch – noch dazu mit einem Tablett in der Hand – dann doch das kleinere Übel.

Dann schließlich Frankfurt. Schon zur Gepäckausgabe laufe ich falsch und allein und das letzte Lebewohl der Kofferempfänger trennt mich endgültig vom schützenden Gruppenleib. Von mir allerdings wird nach der Abnabelung sofort völlige Selbstständigkeit verlangt. Also wann fahre ich zu meinem späten Zug zum Hauptbahnhof? Ich komme mir sehr gewitzt vor, als ich zum zehn Minuten früheren Zug auf Bahnsteig 2 die Rolltreppe nehme. Die zum Bahnsteil 1 ist nämlich kaputt, da hätte ich die Sachen schleppen müssen. Ehe ich einsteige, streift noch rasch ein leichtes Erstaunen meinen immer noch schlummernden Verstand, Erstaunen darüber, dass der Zug aus der unerwarteten Richtung kommt. Aber ich steige trottelig und unaufhaltsam ein. Müde Gesichter – wie auf Heimfahrten, wohnen die alle in der Stadtmitte? Auch dieser Gedanke streift meinen dämmernden Geist nur kurz.

Übrigens schreibe ich auch die folgenden Ereignisse der so guten, also verstand-einschläfernden Reiseleitung zu: Nachdem ich Samstagmorgen von Lipari aufgebrochen bin, betrete ich am Sonntagnachmittag um halb drei meine Wohnung. Mit dem Zug wäre ich von Sizilien niemals so schnell nach Hause gekommen,

ganz zu schweigen von Goethes Postkutsche oder gar Seumes Spaziergang. Es war, da ich ja das Flugzeug als Verkehrsmittel gewählt hatte, gar nicht so einfach, das Betreten meiner Wohnung so lange hinauszuzögern! Daran hat die Tatsache, dass ich vom Flugplatz erst mal in die falsche Richtung gefahren bin, noch nicht einmal einen Anteil. Ich bin nämlich nicht etwa bis nach Mainz, sondern nur bis Rüsselsheim gefahren. Dort standen direkt vorm Bahnhof gleich drei Taxen. Nun, eine genügte mir. Sie jagte dann auch mit mir am Flugplatz vorbei direkt zum Hauptbahnhof. Mein Taxifahrer nämlich, der seinerseits seine Ferien mit der Besichtigung mexikanischer Baudenkmäler verbracht hatte, kannte sich aus, denn er fuhr bereits seit zwanzig Jahren Nachttaxi. Nur gut, dass ich schon eine Stunde vor Abfahrt meines Zuges vom Flugplatz aufgebrochen war!

Der Zug erwies sich als Rücktransporter von einem Fußballspiel. Man lallte von Sankt Pauli. Als ich die Tür zum Abteil, in dem ein Platz für mich reserviert sein sollte, aufruckte, lud man mich ein, doch Platz zu nehmen, wenn ich etwas zu saufen mitbrächte. Ich lehnte dankend ab und fand ein paar Wagen weiter bei einem Kieler Studentenpaar ein Plätzchen. Sie gaben zu meinen Gunsten die Querlage (zur Fahrtrichtung) auf und wir legten uns alle drei längs. Mein Wecker piepte tatsächlich um fünf Uhr dreißig, kurz vor Hannover. Ich wäre ungern auch noch nach Kiel gefahren.

Die Zeit auf dem Flugplatz hatte ich mir damit verkürzt, meine Sachen auszupacken und auf vier wie für diesen Zweck nebeneinander gestellte – sogar aneinander gekettete – Stühle auszubreiten. Was wohl so alles auf Flugplätzen gestohlen wird! Warum und wozu also dieses Ausbreiten der Sachen? Nun, ich wollte einfach nicht glauben, dass mein Wohnungsschlüssel

verloren gegangen sein sollte. Nach einer Stunde Kramen war ich sicher: Er war weg. Nun ja, die Frau in meinem Haus, die den zweiten Schlüssel hatte, würde eben ein halbes Stündchen früher als sonst aufstehen müssen.

Um halb neun hielt das Taxi vor meinem Haus. Nun hätte ich es gleich geschafft. Ich klingele also bei ihr. Nichts. Sie wird wohl im Schwimmbad sein. Nur gut, dass wir eins im Haus haben. Ich warte also auf jemanden, der mir die Tür aufsperrt. Alles wie ausgestorben. Schließlich kommt jemand. Im Bad ist sie nicht. Sie ist sonntags immer zu Hause! Aber nein, ihr Auto ist weg! Was nun? Der befreundeten Kollegin im Haus will ich nicht die Sonntags- und Letzte-Ferientags-Ruhe stören.

Also sortiere ich auf dem Laubengang vor meiner Wohnungstür die Sachen um, lasse das meiste dort liegen und gehe ins Bad. Da ist es schön warm. Ich schwimme, schlafe und trinke Wasser aus dem Trinkbrunnen. So vergeht die Zeit, bis es schließlich zwei Uhr nachmittags ist. Da kommt die Nachbarin und lädt mich ein, die Zeit bis zur Rückkehr meines Schlüssels (wann und woher auch immer) bei ihr zu verwarten. Wir hoffen beide, dass es nicht über Nacht sein wird. Aber dann wendet sich das Blatt plötzlich. Ich telefoniere vom nachbarlichen Telefon ein bisschen hin und her und da naht sich schon das Happy End: Die Schlüsselverwahrerin ist von einer unerwarteten Beerdigung zurückgekehrt. Um halb drei betrete ich meine Wohnung! Ich bin wirklich froh, dass ich mir jedenfalls weder ein Bein gebrochen noch sonst einen länger währenden Schaden erlitten habe!

Um auf die Ursache des ganzen, nämlich die gute Reiseleitung, zurückzukommen: Zur Verhinderung ähnlicher Implikationen bzw.

Komplikationen sollte auf alle Fälle generell Folgendes ins Studiosus-Programm aufgenommen werden: Etwa von der Mitte der Reise an müsste man ein täglich länger werdendes Trainingsprogramm für selbstständiges Denken und Handeln, verbunden mit der dringenden Mahnung, daran teilzunehmen, anbieten. Ich bin übrigens gerne bereit, das bei meiner nächsten Studiosus-Gruppenreise – natürlich gegen eine angemessene Aufwandsentschädigung, denn denken macht bekanntlich hungrig – zum Besten aller Teilnehmer selbst in die Hand zu nehmen.

Fast autobiografisch

Lebensreise:
Sieben Wörter aus Gundels „Zauberkästchen“

Leidenschaft ist mein Ausgangspunkt. „Unordnung und frühes Leid“: untröstbar auf dem Schoß des jungen Soldaten, der am nächsten Tag einrücken muss. Tief gekränkt – trotz seinem Liebesbeweis, der wunderschönen Kette aus dunkelroten und klaren geschliffenen Glasperlen – als er mich, eine „Kleine, die vorher noch nach Hause gebracht werden muss“, dem Servierfräulein verrät. Tod im Herzen.

Später im *Norden* nicht abgekühlt. Die Versuche zu dämpfen, gelingen nur teilweise. Reste schluchzen sich im Kartenzimmer heraus, schulstundenlang. Wie auf einer *Harfe* spielen die Stimmungen und Sehnsüchte mit mir: Klänge, Dissonanzen – wird das mal ein Lied?

Am Horizont eine Insel, rote Steilküste. Nicht einladend, aber doch ein Ort: *Helgoland*. Seekrank auf dem Weg dorthin. Bei der Ankunft staunen, dass es nicht fremder ist. Enttäuschung über die Gewöhnlichkeit. Ist das schon alles? Wo bleibt das Wunder? Noch ein paar Jahre suche ich das Paradies auf dieser Erde. Ich finde Paradiese. Jedes schließt sich hinter mir für immer, weil es Paradies nur zu diesem Zeitpunkt war. Ich gebe die Suche nicht auf, suche kleinere Paradiese, erreichbare, aber „nur Ewigkeit ist nicht Exil“: Der *Schöpfer* selbst ist das Paradies, das im Übrigen

hier nur augenblicksweise zu haben ist. *Wege*, die zu ihm führen, sind Wege, die zu mir führen, sind Wege, die zu keinem Ziel führen, also nur Wege sind, Weg-als-Ziel-Wege. Das scheint sehr real, sehr gegenwärtig, irdisch – und gleichzeitig Kern. Aber da hebe ich doch wieder ab, bin nicht irdisch-schwer genug, obwohl nicht so gesund und strahlend, wie ich mir manchmal vorkomme, aber doch oft heiter-leichtsinnig: Die Tragik fehlt mir, vielleicht auch der Ernst. Zur *Supernova* fliege ich davon, sehe von dort aus zu mit einem *Supernova*-Fernrohr, wie ich hier spiele und spazieren hinke. Eine kleine Weile noch.

Nein sagen

„Jedes vierte Kind wird sexuell missbraucht.“ Vielleicht ist die Zahl doch etwas hoch gegriffen? Einige sehen in die Runde und scheinen abzuzählen. Also drei von uns. Wer wohl? Alle sitzen steif und stumm. Ab und zu angelt jemand nach einem der Kekse, die schwer erreichbar auf einem Teller in der Mitte des niedrigen Tisches liegen. Auch an den Tassen können wir uns festhalten. Ja, das ist ein Tabu. Darüber redet niemand. Das ist ja gerade das Schlimme, dass jede und jeder damit alleine bleibt! Jede oder jeder vierte. Der Experte spricht mit bewegter Stimme Fakten und Zahlen aus. Die Frauen der Beratungsstelle gucken teilnahmsvoll, wenn sie an ihre Fälle denken und Schlaglichter darauf werfen. Natürlich anonym. Schlimm, was da so passiert!

Ein Gespräch zwischen Fachleuten. Die fortzubildenden Berater sollen auch für solche Beratungsfälle ausgerüstet werden. Der Experte hat mit anderen Beratern einmal ein Experiment gemacht, damit denen das Problem so richtig klar würde: Jeder sollte sich vorstellen, dass sein Partner, sein Nachbar . . . „Muss man sich das vorstellen können?“, fragen zwei von uns wie aus einem Mund. Ja, wie schaffe man denn sonst die nötige Betroffenheit?, fragt der Experte. Ja, wie? Womöglich mit den anderen aus der eigenen Biographie plaudern? Niemals! Vertrauen müssen die Klienten zu den Beratern haben, das schon, das muss sein. Das ist die Grundlage jeder Beratung! Und wie schaffe man denn wohl dieses nötige Vertrauen?, fragt der Experte. Sie sehen sich gegenseitig ratlos an: Da haben sie also wieder ein neues Problem, das sie nicht lösen werden. Die unerlösten Kinder in ihnen und um sie . . .

Am Büchertisch sind wir nur noch zwei. Die Gastgeberinnen haben sich zurückgezogen, ohne anzudeuten, dass die Veranstaltung beendet sei. Ich nehme ein Buch zur Hand.

„Amerikanisch?“, fragt mich die andere Frau. „Warst du schon mal in Amerika?“

„Ja, wieso?“

„In Kalifornien?“

„Ja.“

„Und?“

„Und was?“

„Wie war’s?“

„Hm?“

„Ich war vor zehn Jahren mal da.“

„Ach ja?“

„Arbeit. Das hat was mit unserem Thema heute zu tun. Interessiert es dich?“

„Ja. Ich setze mich mal.“ Wir setzen uns beide.

„San Diego. Blacks’ Beach. Es fällt mir leichter mit ein bisschen Distanz. Denk dir einfach, ich läse dir die Geschichte einer anderen Frau vor.“

„Also Blacks’ Beach in San Diego, Kalifornien.“

„Ja, Nacktstrand. Flugzeuge kommen von der Ostküste, die Passagiere mit Tele ausgerüstet. Sie wollen die Nackten ansehen, sich puritanisch über sie aufregen und sich unpuritanisch an ihnen

erregen. Für den Spaziergang am Wellensaum entlang hat sie sich ein Bikinihöschen angezogen. Sie trägt nur den kleinen Busen frei. Er ist immer noch zum Vorzeigen, trotz seinen dreißig Jahren. Sie bekam ihn mit dreizehn. Noch weiter geht sie in ihrer Erinnerung zurück, wenn sie jetzt Karl Schafer ihre Geschichte erzählt. Im Laufe der Generationen hat er sowohl die Sprache der Einwanderer-Vorfahren als auch die Umlautstriche über seinem Namen eingebüßt. Aber ihr fällt ein, was ein österreichischer Dichter eine seiner Frauengestalten über deutsche Männer sagen lässt: Sogar wenn sie Liebende sind, behalten sie immer etwas von einem Bruder oder einem Vater. Insofern ist er noch deutsch, denkt sie. Sie arbeiten vierzehn Tage lang gemeinsam. Er hat ihr Vertrauen gewonnen.

Karl Schafer ist der erste, dem sie ihre Geschichte erzählt. Sie hat nicht gedacht, dass sie darüber würde sprechen können. Sie ist aufgeregt und zittert ein bisschen trotz der heißen Sonne. Er geht beruhigend neben ihr, fragt behutsam, ob sie nun anfangen möchte. Er hat erwachsene Töchter, schöne Mädchen. Kein Wunder. Er ist auch schön, wenn auch sehr dick. Es ist also lange her. Sie war etwa zehn Jahre alt. Sie hatte die Angewohnheit, am Sonntagmorgen mit dem Vater in seinem Bett zu kuscheln. Sie waren allein. Sie lag im Nachthemdchen neben dem Vater. Beide sahen auf den mageren Mädchenkörper hinab. Fehlt da etwas in ihrer Erinnerung? Jedenfalls sagte der Vater dann: „Mach mal die Augen zu!“ Sie wusste, dass er ihr Nachthemd hochheben wollte. Und sie sagte: „Nein!“, behielt die Augen offen und stand bald danach auf, weil es beiden vermutlich nicht mehr gemütlich nebeneinander war. Sie ließen die alte Sonntagmorgen-Gewohnheit von da an fallen. Dieses Erlebnis wurde zu einer Wunde, an die sie auch in Gedanken nur selten rührte.

Karl nickt und gibt zu, dass er auch in seine Töchter verliebt gewesen sei, er könne das gut verstehen. Die Schuld des Ödipus sei es gewesen, blind dafür zu sein, dass er seine eigene Mutter liebte. Hätte er gesehen, dann hätte er die Tragödie vermeiden können und sich nicht am Ende blenden müssen. Karl hatte gesehen und vermieden. So sieht es also von der anderen Seite aus, denkt sie. Es hilft ihr nicht viel. Aber jedenfalls hat sie das, was sie für unaussprechlich gehalten hat, zum ersten Mal ausgesprochen. Es hat sich als aussprechbar erwiesen.

Seit damals vor zehn Jahren habe sie niemals wieder darüber gesprochen.

„Und du?“, fragt sie.

„Bleiben wir doch bei deiner Geschichte!“, sage ich. „Wichtig ist das Neinsagen. Wusstest du das damals am Strand schon?“

Sie hat es nicht gewusst, sondern sie versteht erst seit Kurzem: Der Vater war kein Monstrum, denn er hatte das kleine Nein des kleinen Mädchens respektiert. Exhumierung, Abbitte. Ihr Vertrauen zu ihm war für lange Zeit verloren. Es blieb für lange Zeit eine „Verletzung durch das Männliche“, wie ein Therapeut lange vor ihrem Standspaziergang konstatiert habe. Damals habe sie vergeblich in ihrem Gedächtnis nach dem Ursprung dieser Verletzung gesucht.

Sie sieht mich aufmerksam an. Ich stehe auf, wende mich zum Tisch um und lege das Buch zurück. Wo und wie hätte ich Nein sagen lernen können?

SOS im Keller

Kennen Sie Göttingen im November?

Es ist dann sicherlich auch nicht deprimierender als irgendeine andere norddeutsche Kleinstadt, Neubaugebiet. Keine Hochhäuser, sondern das, was man vor einigen Jahrzehnten „Eigenheime“ nannte.

Göttinger Eigenheime haben anderen norddeutschen Kleinstadt-Eigenheimen gegenüber eine Besonderheit: Die Keller sind mehr oder weniger – die meisten weniger – komfortabel ausgebaut, sodass die Göttinger Eigenheimbesitzer dort, wo Eigenheimbesitzer anderer Städte Gartengeräte, Bars oder Hobby-Zubehör aufbewahren, Studenten unterbringen können. Manchmal sind die Keller so tief in den Boden eingelassen, dass sie, wären nicht doch die schmalen Fenster gleich unter der Decke, bzw. draußen dicht überm Erdboden, durchaus als Atombunker dienen könnten.

In einem anderen Fall und von dem soll hier die Rede sein, ragte über das Kellerfenster ein ausladender Balkon. Draußen also Novemberwetter, abgehalten vom schützenden Balkon, also Dämmerung schon um die Mittagszeit. Drinnen ein umfangreicher Sessel, von der Bewohnerin „Wohnsessel“ genannt, als Zimmermittelpunkt und in diesem Sessel ich, schluchzend vor Verlassenheit und Sehnsucht. An die Wand über meinem Bett, der Tür gegenüber, hatte ich drei große Fotos gepinnt. Sie zeigten den Gegenstand meiner Sehnsucht: einen sehr niedlichen blonden anderthalbjährigen Jungen.

Das muss Gertrud mit einem Blick erfasst haben, als sie die Tür vorsichtig öffnete. Das Schluchzen war durch zwei Türen und einen kleinen Flur bis zu ihr gedrungen. Ob ich nicht etwas rüberkommen wolle? Und ob ich wollte! Erst einmal war es mir aber doch peinlich, auf diese Weise die Bekanntschaft meiner Nachbarin gemacht zu haben. Das legte sich schnell, als ich an ihrem mit einer Tischdecke bedeckten Tisch saß, auf dem eine Kerze brannte und sicherlich auch eine Vase mit Blumen oder Zweigen stand.

Dass ich diesen Winter durchgestanden habe, ohne examensgefährdend oft zu meinem Kind davonzulaufen, habe ich nur unserer sich immer schöner entwickelnden Kellergemeinsamkeit zu verdanken. Wenn ich in der Dämmerung oder im Dunkeln mit dem Bus am Haus vorbeifuhr, sah ich schon von Weitem, ob in Gertruds Fenster Licht brannte. Das war dann ein bisschen wie nach Hause kommen, auch wenn gar keine Zeit für einen Klönschnack war, weil wir beide oder eine von uns noch zu arbeiten hatten.

Sonntags gingen wir in den Hainbergen spazieren. Wir kamen dann jede mit dem ihr entsprechenden Fund in unseren Keller zurück: Gertrud mit einem hübschen Strauß und ich mit einer Handvoll dürrer Äste zum Anheizen des Öfchens.

Wir saßen öfter zusammen, eigentlich immer in Gertruds Zimmer, weil das viel gemütlicher war, und besprachen aktuelle Freuden und Kümmernisse miteinander. Wir unterstützten uns auch gegenseitig beim Über- und Erarbeiten unserer schriftlichen Examensarbeiten. Zuerst war ich dran: Gertrud hörte kritisch meinen Text über Wilhelm Raabes „Hastenbeck“ an und

wiederholte dann immer gerade die Stellen, über die ich möglichst schnell hinwegzulesen versucht hatte. Also war wieder einmal eine Änderung fällig! Und später weihte mich Gertrud in die Geheimnisse des Zionismus ein, der mir damals in utopisch-hoffnungsvollem Licht erschien.

Der Keller wurde mir durch unseren freundschaftlich-familiären Umgang nicht nur erträglich, sondern nachgeradezu angenehm. Im Sommer erweiterte sich der Kreis zu einer kleinen Oldenburger Theologenkolonie, die sich bei Sonne in Schramms Garten versammelte, hinterm Haus unter einem Apfelbaum. Oder war es ein Kirschbaum?

Unsere Idylle im Schrammschen Keller endete schließlich, indem eine von uns beiden auszog. Ich weiß nicht mehr, ob Gertrud oder ich. (Gelegenheitstext 1990)

Bestätigung

Windeln wären in der Waschmaschine gewaschen und im elektrischen Trockner getrocknet worden. Papierwindeln hätten wir abgelehnt. Ein Babyzimmer, eins für Zweijährige, eins für Vierjährige. Und alle zwei Jahre wäre ein neues Kind ins Babyzimmer eingezogen und die größeren wären eins aufgerückt. Jedes Kind hätte das Zimmer seines Alters bekommen. Selbstverständlich hätte es die von ihm besonders geliebten Gegenstände mit ins nächste Zimmer nehmen dürfen.

Du hättest als Vater weiter nicht gestört, Albrecht, denn du bist tolerant, vernünftig und ausgeglichen. Damit du auch etwas von mir, deiner Lebensgefährtin, hast, hätte ich die Kinder abends früh in ihre Bettchen gebracht, damit sie dir nur als liebe kleine Engelchen erschienen wären, die Gute-Nacht-Küsschen geben.

Ein Horrorbild perfekter Organisation - oder ein Kinderparadies mit mir als glücklicher Mutter in der Mitte?

Könnte ich heute vielleicht mit jemandem zusammenleben, der nicht zur „romantischen“ Liebe neigt, weil er so unkompliziert und nüchtern ist? Vielleicht wächst in einem gelingenden Beisammensein eine andere Art von Verbundenheit - nicht nur eine kameradschaftliche, sondern eine, die Intensitäten einschließt? Vielleicht gibt es so etwas irgendwo oder hätte es für dich und mich geben können?

Deine weite Reise, Albrecht, die roten Rosen und deine Betrachtungen auf dem Sofa des italienischen Restaurants über den Sinn des Lebens . . . Erfolgreich warst du und bist du. Vielleicht, deutest du an, hättest du damals, anstatt so viel Sport

zu treiben und so viele Mädchen zu beschlafen, dich lieber um deine Seele und unsere Liebe kümmern sollen?! Es war doch Liebe, oder nicht, Albrecht? Leises Bedauern höre ich aus deinen Worten. Oder, denke ich, du hättest, statt Zehnkampf zu betreiben, lieber gleich Tennis spielen sollen, dann könntest du heute eine noch bessere Figur auf dem Vereinsplatz abgeben: Der Herr Direktor ist auch auf dem Tennisplatz der Liebling der Damen und der Götter!

Ich habe deinen Betrachtungen zugehört und ich habe dir von meinem Leben erzählt. Es war im Gegensatz zu deinem, das einem ruhig durch die Ebene rollenden Fluss glich, eher wie ein Gebirgsbach, der über Steine und Klippen springt. Ich verstand nicht, warum du mit mir über den Sinn des Lebens philosophieren wolltest, fürchtete sogar manchmal, du versuchtest dich dafür zu entschuldigen, dass du deinen Weg stetig und geradeaus gegangen bist statt wie ich im Zickzack.

Und wie vor dreiundzwanzig Jahren war ich wieder unsicher darüber, wer ich eigentlich sei, was eigentlich mein Wesen ausmache, das du nicht erkennst und dessen Fremdheit dich doch anzuziehen scheint. Ich spreche von einer Intensität der Gemeinsamkeit, die mit zeitlicher Ausdehnung nichts zu tun habe - und du fragst, ob nicht lange Gespräche dafür notwendig seien und Interesse an den Hobbys des anderen. Die langen Gespräche liegen dir nicht, und deine Hobbys sind nun einmal deine Hobbys, und wenn sich deine Lebensgefährtin auch dafür interessieren will, ist sie zu einigen davon gerne eingeladen.

Ich hörte dir zu und ich verstand trotzdem nicht, wovon du sprachst. Es gab offenbar einen Punkt, um den sich alles, was du sagtest, drehte, aber ich konnte ihn nicht finden.

Zuerst mussten Türen zwischen uns zufallen: die erste recht endgültig, denn es war die Tür deines abfahrenden Autos, ehe ich, allein zurück in der Wohnung, plötzlich begreife: Du fragst dich, ob du nicht lieber mich hättest heiraten sollen, ob dann neben allem beruflichen Erfolg und aller Zufriedenheit in deinen Freizeitbeschäftigungen nicht auch noch ein erfülltes Eheleben dein Glück hätte abrunden können. Und damit steckt auch in meinem Fleisch ein Stachel. Ich entwerfe das Bild eines vollkommenen Familienlebens. Es wird ganz von selbst eine Art technische Utopie. Was hätte ich in dieser perfekten Welt mit meiner unpraktischen Seele angefangen?

Du bist auch heute noch ein schöner Mann und deine blauen Augen haben ihren unschuldigen Ausdruck nicht eingebüßt. Du denkst, dass du Glück und Intensität, die dir jetzt zum vollkommenen Leben zu fehlen scheinen, ganz einfach durch die Wahl einer anderen Lebensgefährtin hättest erreichen können. Jedenfalls hältst du das für möglich und überprüfenswert. Niemand sagt dir, dass für dich Erfolgreichen deine eigene dürre Seele die Grenze für Glück und Intensität festgelegt hat. Auch später am Telefon sage ich nichts davon und nichts, als wir uns wiedersehen, weil du für die Untersuchung der Angelegenheit ein geeigneteres und zeitaufwendigeres Setting angesetzt hast.

Ich komme gegen den verdorrenden Wind aus der Wüste deiner Seele nicht an und kenne mich selbst in deiner Gegenwart nicht wieder. Als wir uns endgültig trennen, hast du mich so „kennengelernt“, dass du sicher bist, du hättest nichts an mir versäumt. Ich habe es dir, ohne es bewusst zu wollen, leicht gemacht. Und wieder sagt dir niemand, dass du mich nur so erleben konntest, wie du mich vorher zugerichtet hattest. Eine

andere hat mit dem Leben dafür bezahlt. Ich bin mit dem nachträglichen Erschrecken und der Erinnerung an mich als an eine zänkische, geizige Megäre - obwohl in einer traumhaft fremden und schönen Landschaft - davongekommen.

Himmel im Fenster

Ein Morgen vor drei Wochen. Ich sehe mich in den Himmel hinaus und hinauf und gleichzeitig halte ich einen Abstand, fürs Wolkenpanorama. Immer wechselnd, immer vollkommen.

Im Rückblick umgibt ein Triptychon-Fensterrahmen das Wolkenbild.

Mein Großvater ging lieber angeln und trank gerne Wein. Zwei Flaschen am Tag. Die Mitgift seiner Frau, eine Spielwarengroßhandlung, hielt nicht lange dafür her.

Der rosafarbene Sternenhimmel neben mir hört zu. Ich brauche ihn nicht anzusehen, denn ich bin sein Abdruck. Nicht wächsern oder doch im hellblau-weißen Triptychon-Himmel abgekühltes Wachs.

Die Wolkenwand ist für die Ewigkeit von Sekundenbruchteil-Explosionen aufgerissen. Nun weiß ich wieder, was einmal aus mir wird. Ich kanns abwarten.

Nicht immer.

Ich hätte sie so gerne kennengelernt!

Ich muss weit zurück in *keine* Vergangenheit. Wie wird sich meine erträumte Idylle entwickeln? Entwickeln sich denn Idyllen überhaupt?

Er ist der, den ich aus dem Fenster des Zuges sehen möchte, der, der auf seinem Bahnsteig steht und doch nie zu mir einsteigt. Aber er stirbt mit sechzehn den damals noch seltenen Autotod, zusammen mit einem Freund. Sie geraten in den Bergen in eine Ferienfahrt zur Feier des Abiturs der Tochter, stürzen in einen Abgrund und sterben alle vier. Er ist der, dessen Hand ich halte, als wir nebeneinander auf den Fahrrädern durch den schon kalten Wind, nachts, von einem Fest in der Stadt die vielen Kilometer Landstraße in unsere Dörfer nach Hause fahren. Aber er soll Diplomat in China geworden sein.

Es gelingt nicht. Ich komme ihm nicht näher!

Sein Gesicht. Ich wundere mich, dass auch andere ihm gesagt haben sollen, er sei wunderschön. Ist er denn überhaupt schön? Er kann nur für mich schön sein! Wenn ihn eine andere als ich beschriebe, käme dabei vielleicht das Portrait einer ganz gewöhnlichen Person heraus. Die Grundlage der Idylle ist, dass er nicht *ein*, sondern *der* Mensch ist, obwohl es offensichtlich noch andere gibt. Und neben mir kann es niemanden für ihn geben. Auch das gehört zur notwendigen Grundlage für das, was geschehen soll. Wir sind alleine auf der Welt. Robinson und Freitag. Wir sind beide Robinson und beide Freitag. Ich setze ungestraft seinen Fuß in meinen Nacken. Er will mich nicht als Fußabtreter benutzen. Er braucht nicht einmal einer Versuchung zu widerstehen. Er tut es einfach nicht. Er hebt mich auch nicht auf. Er unterbricht meine Unterwerfungsgeste nicht. Ich unterwerfe mich nach Herzenslust und ohne Angst, ich müsste auf meiner Hut sein.

Das ist er!

Seine Zeit oder *meine* Zeit? Lieber meine. Sie ist weiter weg und aus der Entfernung romantischer. Die damaligen Schwierigkeiten erscheinen kleiner als die heutigen, man hat sie schließlich hinter sich gelassen. Die Lebensumstände sind einfacher und überschaubarer. Wir treffen uns schon in der Schulzeit. Aber nur Gleichgeschlechtliche gingen miteinander zur Schule. Die Fremdheit heizte Vorurteile und Begehrlichkeit an.

Also doch lieber später. Seine Arbeit muss mit ihm verbunden bleiben. Von klein auf ist er durch seine Naturwissenschaft definiert. Er gilt als Wunderkind auf dem Gebiet. Wir treffen uns trotz verschiedenen Fächern. Wo? Vielleicht in der Philosophievorlesung. Die passt zu ihm. Verschlägt es mir den Atem, wenn ich ihn zum ersten Mal sehe? Oder bemerke ich ihn gar nicht hinter seiner Brille und mit seinen spöttisch eingerollten Mundwinkeln? Dann sitze ich einmal *so* im Hörsaal, dass ich ihn die ganze Vorlesung über von der Seite ansehen kann. Ich bemerke das erst am Ende, als ich aus der Renaissance auftauche. Ich muss ihn lange angesehen haben. Er ist Galilei. Oder doch leidenschaftlicher. Giordano Bruno. Ich kehre in die Renaissance zurück und nicht in den Hörsaal. Ich bleibe auf meinem Platz sitzen. Natürlich könnte er auf der anderen Seite aus der Reihe gehen, da sind alle aufgestanden. Aber auf dieser Seite ist es näher zum Ausgang und er ist praktisch. Er drängt sich nicht an mir vorbei, sondern er ist stehengeblieben und wartet, dass auch ich endlich aufstehe. Ich bin mit Giordano Bruno beschäftigt: seiner gebogenen Nase, seinen gewölbten Lippen, der großen Stirn und der gedrungenen, kräftigen Figur.

So muss es sein.

Ich stehe auf, und wir gehen nebeneinander aus dem Raum. Meine Freundinnen haben mir ein paar Worte zugerufen und sind verschwunden. Wir gehen nebeneinander die Treppe hinunter, durch die prächtige Halle und zwischen den Säulen aus dem

Gebäude hinaus. „Attempto!“: Ich wag’s! steht über dem Portal. Wir gehen die Straße nach rechts, ohne Worte, ohne jede Verständigung. Wir gehen immer weiter, aus der Stadt hinaus, immer weiter. Dann sitzen wir doch am Mensatisch, dort, wo einem das Essen gebracht wird, einander gegenüber. Wir geben die Marken ab, wir sehen uns manchmal an, manchmal nicht, beides ist leicht. Wir werden nie sprechen müssen.

Wenn es keinen Anfang gibt, kann es auch kein Ende geben. Es gibt keinen Anfang. Wir treffen uns zum ersten Mal und setzen unsere Beziehung fort. Wir sind nicht aufeinander angewiesen, wir haben uns nicht gegenseitig vermisst, wir werden uns nicht vermissen, sondern vollständig sein, jedes für sich, und dann wieder vollkommen eins.

Kein Alltag! Der Alltag wird ein Fest? Das wäre zu viel Zauberei. Lieber spare ich den Alltag aus. Jedes lebt in seiner Arbeit und dann legen wir sie beiseite und gehen aufeinander zu, leichten Haupts und leichter Hände. Und doch vollständig real und irdisch. Immer wieder wie in einer ersten Umarmung fallen wir aufeinander zu. Aus den Wolken in den Himmel, falls das geht.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Es wird beim Happyend ja nicht nur darum „abgeblend’t“, weil dann der trübe Alltag kommt, sondern auch, weil es langweilig ist, das Glück - falls es einmal unterläuft - lang und breit darzustellen. Nie war mein Glück längere Zeit ungetrübt, ohne mich zu langweilen. Bangen musste schon dabei sein, nur nicht zu viel! Im vollkommenen Einssein bange ich nur um sein Leben und nicht darum, dass mich eine andere ersetzen könnte. Robinson und Robinson.

Vielleicht könnte sich an dieser Stelle ein Leitfaden anschließen: „Wie führe ich eine glückliche Ehe, ohne mich zu langweilen?“

Es ist eben schwierig, den Himmel darzustellen, ohne selbst dabei einzuschlafen und die Zuhörer einzuschläfern. Aber der Himmel ist immer vollkommen und verändert sich ständig!

Es fehlt mir an Erfahrung und an Phantasie, mir diesen vollkommenen Himmel im Zusammenleben vorzustellen. Dazu hilft auch der buchstäbliche Himmel vor Augen nicht.

Die Idylle löst sich auf. Wie schade. Ich hätte sie so gerne kennengelernt!

Rosenbusch

Der Rosenbusch ist zu groß für die handgetöpferte Schale, die ich mit in die Friedhofsgärtnerei gebracht habe. Ich finde eine andere. Die ungleichmäßig rot-schwarze Färbung kann nur aus einem Kohleofen stammen. Ein glattes Industrieprodukt hätte schlecht zu dem gepasst, für den Schale und Rosenbusch bestimmt sind.

Er war nicht ihr einziger. Aber er war ihr Schmerzenskind. Von Anfang an. Schon in der Schwangerschaft. Sie quälten sich gegenseitig vom ersten Tag an. Er war ein großer, hellhäutiger Säugling, und er hatte seit seinem ersten Schrei nicht wieder zu schreien aufgehört, so schien es ihr. Er war ihr erstes Kind. Sie fragte sich, was sie falsch machte. Sein ständiges Schreien stempelte sie zur schlechten Mutter. Sie wurde von Tag zu Tag nervöser. Das Kind schrie noch länger und noch lauter. Sie hatte gar nicht gedacht, dass das möglich gewesen wäre. Sie schlief keine Nacht. Ihr Mann war genauso hilflos wie sie. Er sah sie vorwurfsvoll an, wenn er fragte: „Soll ich gehen?“ Und sie sagte: „Nein, ich gehe schon. Du musst morgen wieder früh raus.“ Die Wohnung war eng. Sie konnte dem Schreien nicht entkommen. Endlich zu Hause bleiben, hatte sie gedacht, als er geboren wurde. Aber das hier war schlimmer als jede Kollegin, die sie hatte ertragen müssen. Die Arbeit selbst war ihr nicht schwergefallen, sie war damit sogar eher unterfordert. Wenn sie dort in Ruhe hätte arbeiten können, ohne dass sie dabei dem ständigen Kontakt mit ihren Kolleginnen ausgesetzt gewesen wäre, hätte sie gerne weitergearbeitet.

Zu Hause hatte sie nun die Hölle. Sie brauchte viel Mut für ein zweites Kind. Sie hoffte, es würde mit ihm ganz anders. Ihr erstes war dreieinhalb, als das Brüderchen kam. Mit dem Großen wurde es nun noch schlimmer. Der Kleine wurde, wie sie gehofft hatte, ihr ganzer Trost. Er lag von Anfang an still in seinem Bettchen. Er guckte so verständig in die Welt, als wollte er sagen: Ich will dir nur Freude machen! Säuglinge brauchen vor allem Ruhe. Die ließ sie ihm. Er bekam sein Fläschchen, das er schon bald selbst halten konnte, und schlief weiter. Aber der Große! Es war weiter die Hölle mit ihm. Er tobte und schrie, besonders wenn sie sich dem Kleinen näherte. Den schien das nicht zu stören. Er trank, wurde gewickelt und schlief oder er lag jedenfalls geräuschlos in seinem Bettchen.

Mit drei Jahren mussten Kinder in den Kindergarten. Sie mussten lernen, mit anderen umzugehen. Das konnte sie auch ihrem Sorgenkind nicht ersparen, obwohl sie schon ahnte, dass es Schwierigkeiten machen würde. Zeit genug hätte sie für ihn gehabt, aber er musste nun einmal unter Kinder, auch um Freunde und Spielkameraden zu erwerben. Mit einem flauen Gefühl im Magen - es würde ihre erste stundenlange Trennung sein - machte sie sich mit ihm auf den Weg. Er dachte wohl, es ginge zum Spielplatz und ließ sich leicht anziehen. Am Vormittag war er gerne auf dem Spielplatz, denn dann hatte er alle Geräte für sich alleine. Der Weg war zunächst derselbe. Vielleicht dachte er auch, sie gingen einkaufen. Das machte ihm offensichtlich Spaß. Er fuhr dann mit einem eigenen kleinen Einkaufswagen herum und durfte auch etwas, das sie ohnehin brauchten, hineintun. Die in Kinderaugenhöhe angebotenen Süßigkeiten wurden nie zu einem Streitpunkt zwischen ihnen, denn er bekam zu Hause so viel davon, wie er haben wollte. Als das unbekannte

Wegstück begann, war er kaum noch vorwärtszubringen. „Du kommst jetzt zu vielen Kindern, die wollen alle mit dir spielen!“, versprach sie ihm. „Nein“, sagte er, „ich will nicht!“ Damit blieb er stehen, sodass sie ihn vorwärtsziehen musste. Als die beiden endlich ankamen, übergab sie ihn einer Kindergärtnerin und drehte sich schnell um. Sie hielt es für das Beste, sofort wieder zu gehen. Sein Schreien wurde gleich durch eine Tür, die zwischen ihnen ins Schloss fiel, gedämpft, aber es schnitt ihr ins Herz. Sie lief los und weinte leise vor sich hin. Wie grausam war doch das Leben! Es musste ja sein. Es war nur zu seinem Besten!

Der Junge war sehr hell und zart und hatte lange blonde Locken. Sein kurzes Näschen und die hübschen, gut durchbluteten Lippen, dazu die wunderschönen blauen Augen ließen alle Erwachsenen in Entzückensrufe über das hübsche Kind ausbrechen. Aber zum Leidwesen seiner Mutter hielten ihn alle für ein Mädchen. Die Locken mussten fallen! Also gingen sie zum Friseur. Er sollte einen ordentlichen Jungenhaarschnitt bekommen. Natürlich wieder Protest und Tränen, sobald sie den Salon betraten. Als er schließlich im Spiegel sah, wie seine Locken zu Boden fielen, wurde er ganz still. Er weinte nicht mehr, sondern starrte nur sein Spiegelbild mit einem Ausdruck äußersten Abscheus an. Er hatte sich oft minutenlang im Spiegel betrachtet. Das schien ihm Freude zu machen. Jetzt saß er ganz still im hohen Kinderfriseurstuhl. Endlich hatte er zu weinen aufgehört. Sie atmete auf. An sein neues Spiegelbild würde er sich mit der Zeit schon gewöhnen. Eigentlich sah er jetzt ja noch hübscher aus. Sie achtete darauf, dass seine Kleidung sein Geschlecht betonte. Das war bei der herrschenden Einheitskinderkleidung nicht einfach. Sie zog ihm also schon früh karierte Jungenhemden an und kaufte ihm einen kleinen Anzug.

Diese Kleidungsstücke lehnte er vehement ab, aber sie ließ ihm keine Wahl. Es schien ihn überhaupt nicht zu stören, wenn er als Mädchen angesprochen wurde. Im Gegenteil, er lächelte unwiderstehlich charmant. Sie sah das mit großem Missfallen.

„Spiel doch mit den anderen Jungs!“, forderte sie ihn auf. Aber er wollte nicht. Auch die Spiele mit den Mädchen, die ihn immer gerne hatten mitspielen lassen, gab er auf und blieb lieber für sich alleine. Er schaukelte lange und sah dabei verträumt in die Luft. Manchmal bastelte er etwas mit seinen geschickten Fingerchen. Mit anderen Kindern sprach er nicht mehr, als unbedingt nötig war.

Nachdem er fast ein halbes Jahr lang jeden Morgen geweint hatte, wenn sie ihn im Kindergarten abgab, fügte er sich schließlich. Dann kam der Kleine und der Große weinte wieder heftig. Die Kindergärtnerin riet ihr, ihn zu Hause zu behalten, aber sie wollte davon nichts wissen.

Sie wohnten immer noch in der engen Wohnung im dritten Stockwerk. Der Große schien den Kleinen zu hassen. Sie wagte nicht, die Kinder auch nur kurze Zeit miteinander alleine in einem Raum zu lassen. Wenn sie in der Küche zu tun hatte, schob sie den Kleinen im Wagen auch in die Küche. Er störte sie nie, denn er war kaum zu hören, deshalb schlief er auch mit im Elternschlafzimmer. Der Große saß am liebsten im Kinderzimmer und beschäftigte sich. Wenn er allein war, hörte man auch ihn kaum. Er zeigte schon sehr früh Interesse an Musik. Besonders hatten es ihm die Schlager angetan, die von dunklen Frauenstimmen gesungen wurden. Denen konnte er stundenlang wie verzaubert zu hören, wobei er sich im Takte wiegte. Wie glücklich er dabei ist, dachte sie manchmal fast neidisch, wenn

sie ihn so sah. Einmal wünschte er sich sehnlichst die Platte mit seinem im Radio viel zu selten gespielten Lieblingslied. Der Vater sauste durch die ganze Stadt, um die Platte zu besorgen. Das Kind wäre sonst unglücklich gewesen. Es gab selten etwas, womit sie das verhindern konnten. Der Junge verbrachte den ganzen Tag mit seiner Platte im Kinderzimmer. Sie störten ihn nicht einmal für die Mahlzeiten. Immer wieder legte er die Platte auf seinen eigenen kleinen Plattenspieler, hörte zu und wiegte sich im Takt.

Wenn er Geburtstag hatte, sollte er auch feiern, fand seine Mutter. Sie lud ihm die Nachbarskinder ein und backte Geburtstagskuchen. Damals hatten sie noch keinen Videorecorder, aber es gab an diesem Samstagnachmittag ein spannendes Kinderprogramm und alle eingeladenen Kinder saßen vor dem Fernseher, knabberten Chips und tranken Brause. Nur das Geburtstagskind war nicht dabei. Es hatte sich davongestohlen und hörte in seinem Zimmer seinen Lieblingsschlagern zu.

Da der Große den Kleinen offensichtlich nicht mochte, verbot sie ihm, mit dem Brüderchen auf den Balkon zu gehen. Drei Treppen hoch, man konnte nicht wissen. Eines Tages, als sie den Mülleimer zur Tonne vor dem Haus brachte, sah sie zufällig zu ihrem Balkon hinauf und erstarrte. Dort stand der Große und hielt den Kleinen auf dem Arm. Sie schrie ihm zu, er solle ins Zimmer gehen. Er gehorchte nicht. Sie raste die Treppe hinauf, stürzte in die Wohnung, auf den Balkon und schrie minutenlang. Er stand mit völlig ausdruckslosem Gesicht vor ihr. Dann setzte er den Kleinen auf den Boden, drehte sich um und verschwand in seinem Zimmer.

Schließlich wurde es Zeit für die Schule. Sie ahnte nichts Gutes. Er lernte im Handumdrehen. Aber er wollte nicht in die Schule gehen, weil er offensichtlich nicht mit anderen Kindern zusammen sein wollte. Er erbrach sich regelmäßig jeden Morgen. So konnte es nicht weitergehen. Also fragten sie einen Arzt. Der wusste Rat und schrieb ein Rezept aus. Eine kleine Pille jeden Morgen bewirkte, dass der Junge ruhig und willig zur Schule ging. Er schien nicht einmal besonders müde zu sein, nur verträumt wie immer. Dazu war er freundlich und vernünftig. Die Pillen halfen die ersten Schuljahre über.

Es folgte eine längere Zeit, aus der sie kaum Erinnerungen bewahrt hatte. Sie und ihr Mann fingen damals an zu bauen und da war auch sie sehr eingespannt. Es war ihr recht. Ihre Mutter passte auf die Kinder auf. Sie hatte viel damit zu tun, für Frieden zwischen den Brüdern zu sorgen. Der Große hatte eine besondere Art, sich den Kleinen buchstäblich vom Leibe zu halten. Er schlug ihn nie, dafür wäre er hart bestraft worden, aber er hielt dem Kleinen die Arme fest, sobald der sich ihm in irgendeiner Absicht näherte. Der Kleine war immer sehr ruhig. Er fing schon früh an, geschickt mit dem technischen Spielzeug zu hantieren, das der Vater dem Großen vergeblich zum Spielen angeboten hatte. Der Ältere hatte in Vaters Fußstapfen treten sollen, nun tat das der Jüngere, auch gut. Er entsprach ohnehin eher den Vorstellungen seiner Eltern.

Im neuen Haus war Platz genug. Der Große bekam sein Zimmer im ersten Stock, in dem die Großmutter wohnte. Der Jüngere war inzwischen so groß geworden, dass sie wieder hätte arbeiten gehen können. Aber sie entschied sich für ein drittes Kind. Es war unkompliziert. Sie waren froh darüber. Der Große ließ sich nur zu

den Mahlzeiten sehen. Sie bestand darauf, dass er mit ihnen gemeinsam aß, obwohl er immer wieder dagegen protestierte. Natürlich wurde gegessen, was auf den Tisch kam. Er war schmal und blass und brauchte kräftige Kost. Sie bestand darauf, dass er seine Portion Fleisch aß. Er tat es, langsam und mit angeekeltem Gesicht. Sie sah nicht hin. Manchmal hätte sie ihn am liebsten geschlagen. Aber sie beherrschte sich. Die Nachmittage verbrachte er allein in seinem Zimmer. „Geh doch mal raus! Bring dir doch mal Freunde mit, sie können ja nachher wieder mit aufräumen“, sagte sie zu ihm. Er antwortete niemals darauf, sondern verschwand in den ersten Stock.

Später wurde er wieder unruhiger. Nach der Schule knallte er die Türen im Oberstock. Er riss die Tür zu seinem Zimmer immer wieder auf und schmetterte sie ins Schloss. Das dauerte manchmal eine halbe Stunde. Sie saß unten und zitterte. Sie hatte Angst, dass er wahnsinnig würde. Sie dachte, sie ertrüge es nicht mehr. Ihre Mutter zuckte die Achseln und ging während der Zeit des Türenschlagens in den Garten.

So konnte es nicht weitergehen. Und so ging es auch nicht weiter. Immer seltener kam er nach Hause. Wenn er wieder ging, schleppte er Sachen aus dem Haus. Dann verlangte er Geld, um auszuziehen. Sie gaben es ihm. Wohin er gezogen war, wollten sie nicht wissen. Sie erfuhren es trotzdem. Aber sie nahmen keinen Kontakt zu ihm auf in der neuen Wohnung. Wozu auch? Bis zum Schulabschluss hätte er ruhig noch bei ihnen wohnen können, fanden sie. Dann hätten sich die Nachbarn nicht das Maul zerrissen. Es wurde ihr nun manchmal schon fast zu still.

Wer stellte den Rosenbusch ans Grab? Gab es doch noch jemanden, zu dem er den Kontakt nicht abgebrochen hatte?

Dunkelrote Blüten. Sie goss den Rosenbusch, wenn sie die übrigen Blumenschalen wässerte. Inzwischen hatten sie das Grab ordentlich gerichtet. Die Gestecke mit den Schleifen waren verwelkt und fortgeworfen. „In Liebe deine Eltern“ hatten sie darauf drucken lassen, während die Großmutter sich nur zu einem „letzten Gruß“ entschließen konnte. Sie hatten ihn jahrelang nicht mehr gesehen. Die Zeit davor war er alle zwei Monate sonntags zu ihnen zu Besuch gekommen. Er saß dann da, schwieg, machte seiner Mutter Vorwürfe und ab und zu auch seinem Vater, schwieg wieder und fuhr mit dem Bus in die Nachbarstadt zurück, in der er seit dem Schulabschluss wohnte. Er ging schon lange in keine Vorlesung mehr. Und der Rosenbusch?

Als ich den Rosenbusch hinstellte, dachte ich, sie würden meine lebendige Rose im lebendigen Topf nicht dulden. Sie störte die Ordnung des Grabes: zwei Sträuße standen, abwechselnd mit zwei bepflanzten Schalen, wie in einer Warteschlange hintereinander auf dem sauber abgesteckten Grab. Rundherum war der Boden geharkt. Meine Sandalen hinterließen Abdrücke. Ich verwischte sie mit den Fingerspitzen, sie hätten sonst die Ordnung gestört. Ich machte mich darauf gefasst, dass bei meinem nächsten Besuch die Rose herausgerissen sein würde, weil sie nichts Fremdes dulden würden. Sie werden sich wohl denken, dass die Blume von mir ist. Sie werden mich auch jetzt nicht zur Kenntnis nehmen, ebenso wenig wir vor zehn Jahren, als ihr Sohn bei mir einzog. Keine versöhnlichen Gedanken habe ich für die Mutter, dazu hat sie ihm mit ihrem Unverständnis zu viel angetan. Oder war es nur Hilflosigkeit?

Die Eltern werden stumm bleiben. Sie werden jedes für sich wissen, dass es aus seiner jahrelang von ihm vorbereiteten vollständigen Isolation keinen anderen Ausweg gab als in den Tod. Er brauchte keine Kompromisse einzugehen, denn er sah diesen Ausweg immer offen. Sie werden jedes für sich wissen und sie werden, wenn sie miteinander sprechen - falls sie miteinander sprechen -, daran festhalten, dass der Arzt - er hatte es eilig mit der Feststellung der Todesursache, denn die Leiche lag schon etwa vierzehn Tage - dass der Arzt gesagt hatte, „Fremdeinwirkung und Selbstmord“ seien auszuschließen. Die Todesursache sei Herzversagen oder ein Insulinschock gewesen.

Als ich eine Woche später an das Grab kam, war der Rosenbusch voll erblüht und seine Erde war trotz der Augustsonne feucht.

Bad Oeynhausen

Wer um alles in der Welt hat mich in dieses Kurheim verbannt, in dem ich die einzige Privatpatientin bin? Als ebenso einzige Vegetarierin bekomme ich meine Mahlzeiten in einem separaten kleinen Raum serviert. Splendid Isolation. Immerhin kommt im weißen Kittel schon am zweiten Tag Bernhard auf mich zu, für den ich in einem Anflug von Gerechtigkeitssinn die Nachversetzung in die 12. oder 13. Klasse erstritten hatte. Nach seinem Abitur hatten wir uns zu viert angefreundet, uns dann aber aus den Augen verloren.

Neben den Anwendungen habe ich viel Zeit zum Spazierengehen. Ein junger Mann in Jeans-Shorts und hinten runtergetretenen Sandalen schlurft an meiner Bank vorbei. Mit der rechten Hand schiebt er beiläufig – er selbst geht links nebenher, als ginge ihn das Ganze nichts an – einen hochrädrigen Kinderwagen. Er sieht eher aus, als sollte er einen Roller schieben. Hinten auf seinem T-Shirt sind ein windbewegtes Segelboot zu sehen und die Unterschrift: „I'd rather be sailing in Hawai". Jede, die ihn sieht, glaubt ihm das sofort.

Der alte Mann singt laut und kommt näher. Ich nicke ihm zu. Als er zu singen aufhört, sage ich: „Schön, nächste Strophe?" Er singt das Lied zu Ende. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?" Seine Hände zittern vor Alter. Ich soll auch ein Lied singen. Nachdenken. Dann schlage ich ihm vor: Wir könnten zusammen singen. Wir überlegen gemeinsam. „Kein schöne Land" – wir singen alle Strophen. Dann noch eins. Dann er wieder. Es ist 6, ich muss zum Abendessen. „Ach, Sie sind hier zur Kur!" Er scheint enttäuscht zu

sein. Dann begleitet er mich noch ein Stück, obwohl es nicht seine Richtung ist. Wir singen auf dem Weg. „Hier geht es bergauf. Beim Militär wurde bergauf nicht gesungen.“ Dann erzählt er noch, er gehe oft singend durchs Siekertal und fordere die Leute auf, auch zu singen, aber sie sagten immer, sie könnten nicht singen. Er findet es gut, dass ich mich „getraut“ habe. Er singt im Kirchenchor. Ich sage ihm, dass ich es ihm nachmachen will: den Mund beim Singen weit aufmachen und laut heraussingen. Er kann sogar bergauf singen, ist ziemlich groß und geht sehr gerade.

An einer Bank will er umkehren. Ich habe ihm gesagt, dass ich am Mittwoch wieder fahre. Ich gebe ihm die Hand. „Ich hab mich gefreut, Sie zu treffen!“ „Ich mich auch.“ „Vielleicht sehn wir uns ja noch mal.“ „Sie fahren doch schon am Mittwoch.“ Er dreht sich, schon nicht mehr interessiert an der Eintagsfliege, um. „Vielleicht singen wir noch mal zusammen.“ Ich werde auf meinen nächsten Spaziergang ein Liederbuch mitnehmen.

Ein Missverständnis

Wenn sie die Geschichte erzählte, würde sie dann wohl Applaus von der richtigen Seite bekommen? Eines schien ihr allerdings sicher: Wenn sie ein Mann wäre, dann wäre der Besuch anders verlaufen.

Sie standen zur Verabschiedung im Flur. Sie standen unbehaglich dicht beieinander, denn der Flur war eng. Die füllige junge Frau mit dem schönen Gesicht rückte immer entschiedener an die Seite ihres Mannes. Sie kehrten die Gesichter einander zu. Fehlte nur, dass sie die Köpfe senkten, um sich gegenseitig auf die Hörner zu nehmen.

Die Besucherin war zum ersten Mal in der Wohnung. Sie war zwar eingeladen, aber doch kein Gast. Sie hatte Kaffee und Tee für den Abend abgelehnt und sie war ohne höfliches Einleitungsgespräch gleich zur Sache gekommen. Sie wusste wohl, dass das orientalischer Sitte widersprach, aber sie erwartete, dass der Mann nach einundzwanzig Jahren im Land einige der deutschen Gewohnheiten akzeptiert hätte, und sie hatte für denselben Abend noch etwas vor.

Wenn die drei jetzt, sehr bald nachdem die Besucherin gekommen war, zu letzten - sogar allerletzten - Worten im Flur standen, dann hatten sie das Schlimmste schon hinter sich. Sie hatte einige verständnisvolle Worte über die grundsätzlichen Unterschiede zwischen der deutschen und der türkischen Sprache gesagt, und er hatte ihr zugestimmt. Das war ihre erste und letzte Übereinstimmung. Zuvor hatte sie eines seiner Gedichte gelesen und den Anfang seines Romans.

Die Kollegin in der Redaktion hatte sie gebeten, da sie ja besonders kompetent in ihrer gemeinsamen Muttersprache sei, die Texte des türkischen Dichters zu redigieren. „Mal sehen, ob es etwas ist“, hatte sie gesagt. „Wenn es sich lohnt, mache ich es für wenig Geld - was nichts kostet, ist nichts wert! - und wenn es sich nicht lohnt, mache ich es auch nicht für viel Geld.“ Sie war also auf Literatur aus, die sich innerhalb ihrer Wertmaßstäbe bewegte. Vielleicht, dachte sie, ist es ein Schelmenroman, durchzogen von persönlicher Tragik, wie es sich gehört, oder ein Bericht, der durch schlichtes Erzählen die Dramatik der Ereignisse ins rechte Licht rückt.

Was sie dann schließlich vor sich sah, war eine Ansammlung von Worten, die jeweils in Gruppen von vier oder fünf einen Sinn ergaben. Wenn ihr die Geheimnisse des türkischen Satzbaus nicht völlig fremd wären, könnte sie vielleicht etwas erraten. Sie begann, Teile des Textes zu verstehen, wenn sie sich vorstellte, wie sie klingen würden. Der Zusammenhang blieb dunkel, die logischen Beziehungen ganz und gar finster. Der Text verlangte nicht nach einer Lektorin, sondern nach jemandem, der aus Stichworten einen erzählenden Text schaffen würde. Nicht gerade eine Schöpfung aus dem Nichts, aber doch aus sehr wenigem.

Zuerst das Gedicht. Nach langem Hin und Her und vielen Wiederholungen von beiden Seiten - zunehmend ungeduldig von der einen, um Krankenschwesternruhe und -geduld bemüht von der anderen - gab der Autor zu, dass das Wort „führen“ in seinem Gedicht so viel wie „sagen“ heiße.

So großem kränkenden Unverständnis war sein Stolz auf die Dauer nicht gewachsen. Nachdem er sich zunächst damit begnügte, ihr verdienstvolle Leute aufzuzählen, die ihn alle - im Gegensatz zur

Besucherin - verstanden hatten, ging er schließlich dazu über, sie wegen ihrer feindlichen Haltung zu schelten. Die Zwischenstufe, ihr Unverständnis auf mangelndes Wissen über politische Zusammenhänge zurückzuführen, hatte er bald verlassen. Sie war offenbar feindlich gesinnt und, wie könnte es anders sein, er war ja Ausländer, sie war - wie ohnehin die meisten Deutschen - ausländerfeindlich! Genau so, wie es in seinem Gedicht hieß:

„Ihr führt Ausländerfeindlichkeit

Wir führen deutsche nicht Freundlichkeit!“

Gescheiterte Völkerverständigung? Interkulturelles Desaster? Bildung hin, Bildung her - der Autor sah in ihr, vermutete sie, vor allem die Frau. Demzufolge stand sie weit unter ihm, dem Mann. Sein Stolz litt es nicht, von ihr korrigiert - und das hieß ja nichts anderes als kritisiert - zu werden.

Zwar unbefriedigt, aber doch wohltuend gestärkt in ihren wechselseitigen Vorurteilen, gingen sie auseinander. Vertane Chance oder unvermeidlicher Eklat? Oder sollte es womöglich lediglich eine ganz und gar persönliche gegenseitige Unverträglichkeit gewesen sein?

Alter

U-Bahn-Fahrt

Er hatte ihr zugelächelt, ganz bestimmt. Zwar konnte er sie nicht kennen, denn er war ja der Sohn - hatte Ulrich denn überhaupt Kinder? Wahrscheinlich. Er war selbst eins von fünf Geschwistern. Das Alter, wenn er also Kinder hatte, stimmte jedenfalls. Genau so hatte Ulrich damals ausgesehen - vielleicht nicht ganz so hübsch? Der Mund jedenfalls war derselbe und die Art, wie er den Kopf bewegte, ein bisschen ruckend. Der Junge sah nicht aus, als wäre er in dieser Stadt aufgewachsen. Heiler sah er aus als diese Icke-dette-Jugendlichen, gesünder. Er las ein Buch. Keines aus der Leihbücherei. Sie musste den Hals recken, um etwas vom Titel lesen zu können. „Sozial-“. Er sah zu ihr herüber, und zwar nicht mit dem Blick, als wäre sie eine Schaufensterscheibe und er wäre an den Auslagen dahinter interessiert. Sie wagte ein kleines Lächeln, ließ dann aber ihren Blick auf seine Schulter abgleiten. Ich müsste ihn fragen. Er soll seinen Vater von mir grüßen.

Sie sprach, seit sie hier war, nur noch mit Verkäuferinnen und Verkäufern in Geschäften. Und sie ging selten in ein Geschäft, in dem sie mit Verkäufern sprechen konnte. Im Supermarkt hätte sie als Taubstumme genauso gut einkaufen können. Im Hausflur traf sie nie jemanden. Wieso eigentlich nicht? Ihre Tochter hatte keinen Nachbarn erwähnt, ehe sie in Urlaub gefahren war. „Drei Wochen Großstadt! Da kommst du mal aus deinem Nest raus! Und versorge doch bitte meine Katze!“ Sie war dann vor allem wegen der Katze hergekommen.

Wieder wandte sie ihre Blicke dem Jungen zu. Sein karierter Schal sah teuer aus, auch das passte. Ulrich war sicherlich in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Wenn er jetzt aussteigt! Er hatte das Buch schon zugeklappt. Neben ihm wurde ein Platz frei. Sie stand entschlossen auf und setzte sich neben ihn. Das war in jedem Fall der notwendige erste Schritt, um ihn anzusprechen. Jetzt könnte sie sagen: „Entschuldigen Sie, heißt Ihr Vater Ulrich?“ Ob das ein guter Gesprächsanfang wäre? Er könnte ja auch ein Neffe von Ulrich sein, der seinem Onkel ähnelt. Wenn sein Vater nicht Ulrich hieße, würde sie sagen: „Sie erinnern mich an Ihren Vater.“ Unsinn. Also „Ich kannte mal jemanden . . .“. Auch ein schlechter Anfang. Ganz gleich, was sie zu ihm sagen würde, der Junge könnte sich mit den übrigen Fahrgästen verbünden und sie könnten sich alle gemeinsam über sie lustig machen. Alle anderen würden dann ihre Schaufensterblicke aufgeben und sie auslachen, ja sie würden sie wahrscheinlich sogar für verrückt halten. Auch wenn sie sich nach dem Familiennamen erkundigen oder ihn fragen würde, ob er Lungenhausener heiße. Alle würden sich wahrscheinlich vor Lachen über einen solchen Namen biegen. Ihr wurde heiß bei dieser Vorstellung. Als sie schließlich wieder zu dem Jungen hinsah, ähnelte er Ulrich überhaupt nicht mehr. Sie wäre jetzt gerne schnell ausgestiegen, aber bis zum Zoo waren es noch zwei Stationen.

Gleich beim Einsteigen in die andere Bahn sah sie sie. Die Frau saß in einer Ecke. Sie konnte sie im Profil sehen. Das war Volkers kleine, gerade Nase! Die Frau wendete den Kopf. Und die Augen! Volkers ältere Schwester lebte in der Stadt. Sie hatte sie nie persönlich kennengelernt. Sie ging auf sie zu. Ein Lächeln deutete sich auf dem weiblichen Abbild von Volkers Gesicht an. Sie setzte sich auf den freien Platz neben ihr.

Träumerei

Was in der letzten Woche alles passiert ist? Es gäbe da schon etwas zu erzählen, aber ich weiß nicht recht . . .Ja, ist ja gut, ich werde es sagen. Es ist nur eben schwierig . . . Sie wissen ja, dass die Französin für zehn Tage bei mir eingezogen ist. Ich habe Ihnen das ja schon erzählt. Sie wohnt also immer noch bei mir. Was wollte ich sagen? Sie hat einen jungen Mann angerufen, Christian, und er versteht nicht. Ich frage mich, wie sie sich in Frankreich verständigt haben, als er in ihrer Familie gewohnt hat. Sie ruft mich zum Telefon: „Komm mal übersetzen!“ Das sagt sie natürlich auf Französisch. Na sicher, warum sollte ich nicht übersetzen? Die Stimme am Telefon - gut, sie ist sympathisch, sind ja viele. Dann fängt er an zu erzählen. Ich errate etwas und er fragt erstaunt: „Woher weißt du das?“ Ich habe einfach du zu ihm gesagt und er sagt auch du zu mir. Er erzählt, ich frage, wir lachen. „Ist ihr Mann auch da?“, fragt er und ich tue so, als ob ich das falsch verstehe, beruhige ihn scheinbar und lache. Er ist ganz unschuldig: So habe er das nicht gemeint! Wir reden und lachen und finden kein Ende. Die anderen im Zimmer lachen miteinander und sehen mich ab und zu erstaunt an. Blitzartig schießt mir der Gedanke durch den Kopf: Ob ich es ihm sage? Aber ich will es ihm doch nicht sagen, sondern die Gemeinsamkeit genießen. Dann müssen wir das Gespräch beenden.

Er will zwei Tage später zu uns kommen, die Französin besuchen oder abholen. Das war gestern. Gestern . . . Er hatte noch einmal angerufen, um die Einzelheiten zu verabreden. Ich war allein im Zimmer und ganz ruhig. Er fragte dreimal, ob er störe, ich sei so leise. „Gestern war ich laut, nicht?“ Ich rief die Französin. Wieder

musste ich am Telefon dolmetschen, wieder gelang gemeinsames Lachen über nichts.

Am Tag zuvor hatte ich ihm gesagt: „Ich werde nicht übersetzen, wenn du kommst.“ Er war enttäuscht. Ich blieb dabei. Ich fühlte mich ausgeschlossen, denn die Französin wollte nicht, dass ich zur Kirchenbesichtigung mitkäme. Sie wollte mich nicht dabeihaben. Vielleicht hatte sie Angst, dass wir nur deutsch miteinander sprechen würden. Ich wusste wenig von ihm: Er war sehr groß, sehr jung und spielte Horn.

Es wird jetzt schwer, die Geschichte weiterzuerzählen. Ich lasse es lieber. Ich weiß, Sie meinen, man soll gerade das aussprechen, was einem schwerfällt, nur das kann einem helfen. Ich will ja, dass Sie mir helfen, sicherlich, deshalb bin ich ja hier. Natürlich.

In meinem Flur kann ich die Beleuchtungsstärke regulieren. Ich kann sie so einstellen, dass man kaum mehr als Umrisse und Bewegungen sieht. Es klingelte. Haben Sie eigentlich schon bemerkt, wie jung sich meine Stimme am Telefon anhört? Ich habe mal für einen Studenten bei einer Zimmervermieterin angerufen. Sie sagte gleich zu mir, als ich nach dem Zimmer fragte: „Ich vermiete nicht an Studentinnen!“ Sie fragte nur noch wie zur Bestätigung: „Ich habe doch recht, Sie sind doch Studentin?“ Es klingelte.

Die Französin ging die Wohnungstür öffnen, denn es war die verabredete Zeit. Ich saß in meinem Zimmer und lauschte. Die Sonne schien in den Raum. Er war lichtdurchflutet, wie ich es liebe. Ich sah noch in mein Buch, aber ich las nicht mehr. Ich spüre jetzt wieder das Herzklopfen. An was mich die Situation erinnert? Ich weiß nicht, ob ich als Kind so etwas Ähnliches erlebt habe. Wobei? Wann? Mit wem? Herzklopfen wie gestern. Was konnte

ich machen, als es an die Tür klopfte und mein Name gerufen wurde, die Stimme am Ende fragend erhoben?

Ganz leise sagte ich „ja“ und wollte aufstehen. Da öffnete sich schon die Tür. Ich sah, wie sich schräg über mir das junge Gesicht veränderte. Einen Augenblick lang drückte es noch freudige Erwartung aus. Dann fiel das Gesicht. Er hätte es mit den Händen auffangen können! Alles fiel: die Mundwinkel, die Brauen, die Augen schlossen sich halb, wie im Schmerz. Ich fühlte einen starken Druck hinter meinen Augen. Ich war wohl genauso erschrocken wie er.

Sagen Sie mir doch bitte, warum verfalle ich immer wieder in diese Träumereien, aus denen ich dann mit solchen Schmerzen gerissen werde? Immer wieder - seit mehr als vierzig Jahren?!

Wird es dir auch nicht zu viel, Liebes?

Das Blatt raschelte. Sie warf einen Blick hinüber und fand ihn noch blasser als gewöhnlich. Seine Hand mit der Zeitung zitterte. Sollte sie ihn jetzt ansprechen? Sie entschied sich dafür, es nicht zu tun, sondern ihn nur aufmerksam zu beobachten. Dazu hatte sie viel Gelegenheit, seit sie in der Zweizimmerwohnung in der Großstadt lebten. Es waren wirklich zwei Zimmer, wenn auch durch eine Flügeltür miteinander verbunden, die etwa ein Drittel der Wand einnahm. Man konnte die Flügeltür ja schließen, und dann hatte jedes von ihnen seinen eigenen Raum.

Sie legte das Strickzeug beiseite und griff nach ihrem Buch. Sie konnte sich ruhig darein vertiefen. Eine Störung war vorläufig nicht zu befürchten. Wieder raschelte die Zeitung. Diesmal hatte er sie wohl nur umgeschlagen. Es war keine der Zeitungen, die er für gewöhnlich las, sondern ein grelles Lokalblatt. Er las es regelmäßig neben den anderen, denn *eine* seiner Aktivitäten bestand jetzt, nachdem er sein Berufsleben abgeschlossen hatte, darin, mit einer Männergruppe der Kirchengemeinde über die Sorgen und Nöte der Männer zu sprechen. Natürlich hatten diese Männer es im Gegensatz zu ihm nicht gelernt, über ihre Gefühle zu sprechen, aber dass ihre Schulden sie drückten und einiges mehr hatte er ihren Andeutungen doch entnommen. Um besser an ihren Gesprächen teilnehmen zu können, las er ihr Blatt.

Jetzt hatte er die erste Seite weggelegt. Sie konnte die riesigen Buchstaben sogar im Nebenzimmer erkennen, als sie beim neuerlichen Zeitungsrascheln von ihrem Buch aufsah. Rot unterstrichen, als wäre der Balken aus frischem Blut, sah sie die Schlagzeile: „Rentner ersticht Ehefrau mit Brotmesser“. Darunter

stand in kleineren, aber auch aus einiger Entfernung noch leserlichen Buchstaben: „Tragödie nach 35 Ehejahren“. Sie sah gleich wieder in ihr Buch, aber als sie mit der Seite zu Ende war, merkte sie, dass sie gar nichts aufgenommen hatte. Wieder ein Blick zum Zeitungsblatt. Welche „Tragödie“ mochte sich hinter dieser Schlagzeile verbergen? Wieso bringt ein Rentner seine Frau um? Sie kannte viele *nette* einfache Leute! Auf die Bildung kam es ja auch gar nicht an! Sie war unruhig geworden, legte ihr Buch beiseite, sah auf die Uhr und fand, dass es Zeit für den Tee sei.

Sie nahm die hochgelegten Füße auf den Teppich herunter und rückte an den Rand des Sessels. Dann stützte sie sich mit beiden Händen auf die Lehnen, gab sich einen Ruck und stand auf. Die Knie brauchten auf diese Weise wenig zu leisten. In der Wohnung ging sie wirklich noch recht sicher und die Schmerzen waren meist erträglich, wenn sie sich nicht zu viel im Haushalt vornahm. Außerhalb der Wohnung allerdings auf dem harten Großstadtpflaster konnte sie keinen Schritt ohne Schmerzen gehen. Sie hatte sich damit abgefunden, dass ihr „Radius“ eng geworden war wie der eines kleinen Kindes. So hatte es ihr Arzt ausgedrückt. Sie war schon immer häuslich gewesen, hatte ihrem Mann und den Kindern im Hause eine warme Zuflucht geschaffen. Sie sagte, wenn darauf die Rede kam, sie finde es richtig, dass, wenn das Leben sich neige, es sich zu seinem Anfang hinneige. Man erhob sich in seiner Kindheit vom Boden und im Alter kam man ihm allmählich wieder näher.

Waldboden unter den Füßen oder auch ein Stoppelfeld! Der Arzt hatte ihr gesagt, warum sie dabei keine oder nur ganz leichte Schmerzen empfand: Der Waldboden beanspruchte ihre Gelenke nur zu einem Bruchteil so stark wie das Pflaster. Das Haus im

Schwarzwald hätte Platz genug für sie gehabt. Aber was hätte ihr Mann dort wohl angefangen? Hier war er am richtigen Ort! Endlich nach all den Amtsjahren in der Industriestadt, einer geistigen Diaspora, konnte er ausgiebig seinen Interessen nachgehen! Sie hätte ihm unmöglich sein Lebenselixier nehmen können! Mit der Zeit war es ihr gelungen, auch sich selbst von dem zu überzeugen, was sie allen besorgten Freundinnen und Freunden immer und immer wieder gesagt hatte: Dies hier war genau der richtige Ort für sie beide! Die Großstadt mit allen ihren Möglichkeiten, das riesige und vielfältige kulturelle Angebot, das sie ja schließlich auch nutzte! Wenn es ihr nicht zu viel wurde, ging sie einmal in der Woche in ihren ganz speziellen Volkshochschulkurs. Wo sonst gab es schon etwas so Ausgefallenes? Nein, auch wenn ihr Radius klein geworden war und sie Waldboden, der ihr das Laufen leicht machte, nur betreten konnte, wenn ihr Mann einmal zwischen seinen Aktivitäten Zeit fand, sie an den Rand der Großstadt zu fahren! Trotzdem war das hier genau der richtige Ort für sie! Leider war das Zimmer in letzter Zeit dunkler geworden, denn sie musste nun doch einen Store anbringen gegen die lästigen Blicke der stets aus ihrem Fenster im Haus gegenüber heraushängenden Frau. „Eine schöne Fassade“, sagten sie und ihr Mann. „Stehen geblieben. Ende voriges Jahrhundert.“ Überhaupt gab es hier noch sehr schöne alte Häuser. „Großstadtromantik“, sagte ihr Mann. „Besonders in der schönen Jahreszeit“, fügte sie hinzu.

Er hatte kein Hehl daraus gemacht, wie sehr er sich für die Zeit nach der lebenslangen Berufsverpflichtung eine Großstadt - und gerade *diese* Großstadt - als Wohnsitz gewünscht hatte. Ebenso selbstverständlich hätte er aber auch auf die Großstadt verzichtet, wenn sie den Wunsch geäußert hätte, in den Schwarzwald zu

ziehen, sagte er. Ihr gemeinsames Leben war bis zu diesem Punkt, an dem sie eine Entscheidung hatten treffen können, von den Notwendigkeiten seines Berufes bestimmt gewesen. Endlich eine freie Entscheidung! Sie hatte sicherlich auch ihn im Laufe der Jahre davon überzeugen können, dass sie sich ebenso wenig wie er einen anderen Ort für ihren gemeinsamen Lebensabend hatte vorstellen können, oder war es ihr womöglich doch nicht ganz gelungen?

Etwas hatte sich in den letzten Jahren zwischen ihnen verändert: Ihr Mann war jetzt so lieb und rücksichtsvoll, so besorgt. Immer wieder fragte er, ob ihr dies und das auch recht sei, ob sie dies nicht zu sehr anstrenge und ob jenes auch wirklich genau das sei, was sie gerade wolle. So hatte sie ihn sich schon immer gewünscht! Aber während seiner anstrengenden Berufsjahre hatte er natürlich an anderes zu denken.

Ihr fiel wieder die Schlagzeile ein, die sie drüben im Zimmer gelesen hatte. Wie konnte es nur zu so etwas kommen? Nach so vielen Ehejahren keine Eintracht und keine Harmonie!?

Der Tee war fertig. Gerade wollte sie das Tablett zu ihm ins Zimmer tragen, da steckte er den Kopf durch die Küchentür:

„Wird es dir auch nicht zu viel, Liebes?“

Er versteht die Welt nicht mehr

Schon lange redet er seine Studentinnen mit „Frau“ an. Dann fallen sie doch alle über ihn her, als er bei einem Seminar fragt - bescheiden fragt -, ob nicht vielleicht ein paar Damen Kaffee machen könnten. Er schüttelt den Kopf. Seine Ehe? Nun, eine Freundin hat er immer nebenbei. Jetzt auch.

Seine Tochter vertraute sich ihm an, nachdem sie lange gezögert hatte, und sie sagte ihm und ihrer Mutter: „Ich habe nicht gewusst, wie ihr reagieren würdet.“ Sie war neunzehn. Sie ging noch zur Schule. Beim Abitur konnte sie gerade noch verheimlichen, dass sie schwanger war. Sie erfuhr, dass sie hätte gehen müssen, wenn es bekannt geworden wäre. So eine Schule ist das. So eine Stadt ist das. Die Tochter ist erleichtert, als sie sich den Eltern anvertraut hat. Sie will nicht abtreiben und dazu ist es wohl auch schon zu spät. Sie will das Kind austragen und zur Adoption freigeben. Im Krankenhaus wird das Entsprechende vorbereitet: Sie bekommt das Kind nach der Geburt nicht zu sehen, sie bekommt es nicht zum Stillen. Sie ist noch schwach und muss liegenbleiben.

Der Vater kommt sie besuchen und sagt: „Was soll’s, warum bringst du das Kind nicht mit nach Hause?“ Sie weint. Sie lässt sich das Kind bringen. Fünf Tage lang hat sie es nicht gesehen, fünf Tage lang war das Kind ohne Mutter. Andere Kinder liegen im Brutkasten! Die Arbeit mit dem Kind hat seine Frau. Sie tut, was von ihr erwartet wird, wie sonst auch in ihrem Leben. Die Tochter sucht sich in einer anderen großen Stadt eine Ausbildungsstelle, die so weit von der großen Stadt entfernt ist, in der sie wohnt, dass sie 12 Stunden täglich unterwegs ist. Sie sieht das Kind

selten. Er ist einverstanden, dass das Kind in seinem Haus groß wird. Er ist selten zu Hause. Er ist großzügig.

Er trifft sich mit *ihr* in einer Stadt, in der beide früher gelebt haben. Auch mit ihr hat er seine Frau betrogen. Sie finden, nachdem sie lange in der beiden fremd gewordenen Stadt einen angemessenen Ort gesucht haben, eine Kneipe, die 'Yesterday' heißt. 'Yesterday' liest die Freundin und sagt: „Das ist richtig." Wie damals kommt ihr die Rolle zu, nach dem Äußeren eines Lokals abzuschätzen, ob es für sie geeignet sei. Sie hat sich selten geirrt.

Er pfeift den Beatlesong für sich und für sie. Beide waren schon erwachsen, als die Beatles zu singen anfingen. 'Yesterday, yesterday.' Ein gemütlich eingerichtetes Wohnzimmer, etwas eng, mit Möbeln, Barock, teuer. Sie sitzen alleine. Sie sitzen auf einem ausladenden Sofa. Die Bedienung hält sie für ein Paar. Er wirkt grau. Er hat seinen dunkelblauen wattierten Anorak ausgezogen. Er trägt keine Krawatte, aber die Kleidung sieht so aus, als gehörte eine dazu. Er ist schlank geblieben, zieht die Stirn in Falten, sieht grau und alt aus. Wenn er lacht, hat er sein junges Gesicht wieder, wenn er die Brille abnimmt, die empfindlichen Augen. Die machen ihm Schwierigkeiten beim Autofahren. Sogar eine Operation ist in Aussicht.

Sie gibt sich unkompliziert. Sie kann alles vertragen, sich eine Nacht um die Ohren schlagen und am nächsten Tag arbeiten. Wie war das früher? Als sie darüber reden, verwechselt sie ihn mit einem anderen. Sie merkt es, korrigiert sich, sagt nun einen Satz, der besser trifft, den er akzeptieren kann. Ja, so war das. So war das. Damals. Sie sagt ihm, dass sie ihn - unter geeigneteren Bedingungen - festgehalten hätte. 'Festgehalten' sagt sie. Und während sie es sagt, merkt sie, dass es nicht wahr ist. Sie wäre

nicht glücklich mit ihm geworden. Sie hätte sich angepasst, sie hätte . . . , sie hätte . . . Er sehe die Sache nüchterner, sagt er: „Es war schon was Besonderes mit dir, wirklich, wenn ich so zurückdenke und vergleiche, ja, es war schon was Besonderes, war schon was Besonderes.“ Sie setzt sich gerade hin. Wenn er vergleicht? Sie versteht, dass er meint, sie sei eine gute Geliebte gewesen. Sie hört an seinem Ton, dass das das Besondere war. Das war etwas Besonderes, damals. Vielleicht hätte es auch noch eine Weile gehalten, wenn sie nicht auseinandergezogen wären, jedes seiner Arbeit nach.

Sie sind zusammen in ihrem Auto durch die Stadt gefahren. Sie hat es an einem ihr bekannten Ort abgestellt. Als sie die Kneipe ‘Yesterday’ verlassen, sind sie verschiedener Meinung darüber, wo sie das Auto wiederfinden könnten. Sie kümmert sich nicht um seine Zweifel, sondern geht unbeirrt weiter. Er bleibt immer wieder stehen, schüttelt den Kopf, murmelt Widerspruch. Schließlich sagt er laut: „Wie kannst du nur so sicher sein, dass du recht hast?!“ Es klingt tief beleidigt. Seine Frau hat ihn niemals so brüskiert, sondern ihn vor jedem Gesichtsverlust, den auch ein Irrtum für ihn bedeutete, sorgfältig geschützt und bewahrt. Als sie unaufhaltsam ihren Weg fortsetzt, weiß sie, dass er ihr diese Demütigung nicht verzeihen wird.

Trotzdem lädt sie ihn ein, gleichsam zur Versöhnung, sie besuchen zu kommen. Erst während sie die halbe Stunde durch die Nacht in ihre Stadt zurückfährt, bemerkt sie, dass sie nicht möchte, dass er kommt. Sie wird es nicht betreiben, wird sich nicht rühren. Wozu sollte das auch führen? Eine Erinnerung? Die Erinnerung habe ich im Kopf, die brauche ich nicht noch einmal im ganzen Körper zu spüren. Nein, keinen Aufwand für einen alten Mann.

Endgültige Beerdigung

In letzter Zeit nehmen die Beerdigungen zu. Ich vermeide es möglichst hinzugehen. Meine Ausreden werden immer glaubhafter. Man erkältet sich auf Beerdigungen, das wissen alle. In meinem Alter kann das schon gefährlich sein.

Diesmal war es nicht zu vermeiden. Zu dieser Beerdigung musste ich gehen! Wer hätte nicht die Witwe am Grab vermisst?! Ich wählte einen schwarzen Schleier, wie sie *vor* meiner Zeit getragen wurden. Er verdeckt ebenso Schmerz wie mangelnden Schmerz.

Ich will mir, da der Sarg unter den nachgeworfenen Blumen und Händen voll Erde liegt und das Grab schon zugeschaufelt ist, ein bisschen Ruhe gönnen. Sie zögern erst, ehe sie mich endlich auf das Machtwort des Ältesten hin in der Kapelle allein lassen. Ich nehme mir diese paar Minuten für meinen ganz persönlichen Rückblick. Sie werden draußen in den Autos Geduld haben müssen.

Es gibt Punkte im Leben, von denen aus die Linien verschieden verlaufen können. Zu einem dieser Punkte kehre ich jetzt in meinen Gedanken zurück: ein Krankenhausbett. Vater ließ damals einen Satz fallen, statt mit mir zu sprechen. Ich lehnte seinen hingeworfenen Vorschlag ebenso kurz ab, statt allein oder mit ihm gemeinsam darüber nachzudenken. An dieser Stelle soll alles noch einmal neu entschieden werden.

Vater sitzt also an meinem Bett im Krankenhaus. Die Fehlgeburt ist überstanden. Ich halte trotzdem am Entschluss zu heiraten fest. Ich will nicht wissen, was ich leicht erkennen könnte: Die geplante Ehekameradschaft wird mein romantisches Gemüt leer stehen lassen. Ich tue so, als wäre mein Entschluss zu dieser Ehe von der Schwangerschaft unabhängig. Ich will nicht zugeben, dass

ich mir und allen anderen etwas vorgemacht habe. Ich bin bereit, den Beweis dafür anzutreten.

Vater sitzt an meinem Bett:

Du brauchst ihn jetzt nicht mehr zu heiraten.

Ich will aber.

Wirklich?

Ich weiß nicht. Wieso fragst du?

Er ist nicht der Richtige für dich.

Gibt es den Richtigen? Hast du die Richtige gefunden?

Deine Mutter hat niemals erkannt, wer ich bin. Ich war verschlossen, das stimmt. Und *meine* Mutter bestand nur aus Oberfläche. Ich habe sie geliebt, umsorgt und verwöhnt, denn ich gab bis zu ihrem Tod die Hoffnung auf ihre Liebe nicht auf. Keine der beiden Frauen hat erkannt, wer ich bin. Die eine, weil sie nur die Oberfläche sah - meine war nicht glänzend -, die andere, weil sie süchtig nach Anerkennung war. Die konnte ich ihr nicht bei anderen verschaffen, dafür verachtete sie mich. Ich habe selbst meine Stärken gering geschätzt: mein Gefühl, meine Fürsorglichkeit, sogar meinen Verstand. Ich konnte meine Gefühle selten offen zeigen, eigentlich nur, wenn ich euch beschenkte. Deine Mutter sagte dann: „Er ist über sich selbst gerührt!“

Nach dem Krieg warst du verbittert. Deine Neckereien waren nicht freundlich. Ich habe darunter gelitten. Du warst zynisch. Schmerz und Trauer gabst du als schlechte Laune aus. Die Mutter hat nicht zwischen uns vermittelt, sondern das Ihre getan, um zu verhindern, dass du und ich einander näherkamen.

Das hat mich traurig und hilflos gemacht, aber ich habe uns allen vorgespielt, dass es mich kalt lässt.

Später, als ein anderer beim Spazierengehen meine Hand in seine Tasche steckte und ich mich dabei völlig geborgen fühlte,

erinnerte ich mich, dass du das früher auch so gemacht hattest. Aber das ist lange her.

Ja, es ist lange her. Heute geht es um etwas anderes. Warum willst du ihn jetzt noch heiraten? Warte ab, schiebe es wenigstens auf, und sieh, wie alles sich entwickelt.

Würdest du mit ihm sprechen? So von Mann zu Mann? Ich bin zu feige dazu. Übrigens könnte es sein, dass er ganz erleichtert wäre.

Das musst du schon allein tun. Was wirst du ihm sagen?

„Lass uns noch warten. Ich bin jetzt so elend. Wir könnten es noch ein Jahr lang überlegen.“ Und was sagt er?

„Nein! Entweder gleich oder gar nicht!“

„Dann lieber gar nicht! Jetzt jedenfalls nicht!“

Ich sehe mich in der Friedhofskapelle sitzen.

Gebrechlich, wie ich vermutlich in vierzig Jahren sein werde.

Figuren

Ein Morgen

Sein Gesicht im Spiegel gefiel ihm jetzt besser: die vorstehenden Backenknochen, die ausgeprägte Nase, die tiefliegenden Augen, die leicht eingefallenen Wangen. Das war das Gesicht des Mannes, der er sein wollte, nicht mehr das weiche Kindergesicht. Beim genauen Hinsehen bemerkte er eine schorfige Stelle unter dem linken Auge. Da kamen anscheinend die letzten Reste des Unrats heraus, von dem er noch vor einiger Zeit randvoll gewesen war. Beim Anziehen sah er wohlgefällig an sich herunter: kein Gramm Fett zu viel! Die Muskeln spielten sichtbar unter seiner bräunlichen Haut.

Unterernährt! So ein Unsinn! Was verstanden schon Ärzte? Gesund war er wie ein Fisch im Wasser! Zugegeben, beim Schwimmen wurde ihm jetzt schneller kalt und er musste sich stärker bewegen, um nicht unterzugehen. Das Joggen morgens hatte er aufgegeben. Allerdings nicht wegen der Anstrengung, sondern aus Gründen der Zeitersparnis. Wenn er sein Essen nach den Regeln zubereitete und aß, brauchte er fünf bis sieben Stunden täglich dafür. Einen Teil der Zeit konnte er am Schlaf sparen. Die fünf Stunden, die er sich jetzt zugestand, waren besser als früher die acht! Sie waren traumlos. Endlich war er diese Träume los! Morgens hatte er nicht mehr gewusst, was für ein Traum ihn wieder gequält hatte. Er wachte in panischer Angst auf und konnte sich an nichts erinnern. Eines Morgens sah er beim

Aufwachen noch das schöne Gesicht seiner Mutter vor sich - trotzdem empfand er panische Angst. Fast war es, als fürchtete er sich vor ihr.

Er kaute seine Körner, bis sie flüssig waren: einundsechzig, zweiundsechzig, dreiundsechzig . . . Seine Mutter und er waren seine ganze Kindheit über ein gutes Team. Solange er sich erinnern konnte, lebten sie zu zweit. Der Vater musste schon früh ausgezogen sein. Von ihm war selten die Rede. Die Mutter nahm ihn von klein auf ernst wie einen erwachsenen Mann und er las ihr die Wünsche von den Augen ab. Jetzt war das anders geworden. Sie hatte ihn von sich gestoßen. Sie behauptete, dass sie sein Zimmer brauche, er hatte also ausziehen müssen. Jedenfalls vorübergehend. Unterm Dach konnte er sich ein Studio ausbauen. Er war ein geschickter Handwerker und konnte das meiste alleine und mit der Hilfe eines Freundes bewerkstelligen. Ganz so belastbar war er im Augenblick allerdings nicht. Der Körper musste sich bei der neuen Kost natürlich erst einmal von den Schlacken der jahrelangen falschen und Überernährung reinigen. Da lohnten sich das frühe Aufstehen und das lange Kauen!

Abends nach der Arbeit baute er an seinem neuen Heim. Er brauchte natürlich dies und das aus der Wohnung unten, die seine Mutter jetzt nicht mehr „unsere“ Wohnung, sondern „meine“ Wohnung nannte. Zwar hatte er einen Schlüssel, aber es war doch schöner für ihn, wenn die Mutter ihm die Tür öffnete und ihn anlächelte. Manchmal tat sie das noch. Wie würde es heute Abend sein? Würde ihr Gesicht ausdrücken: Lass mich in Ruhe, ich habe an mir selbst genug! Oder würde sie ihn einladen, sich zu ihr in die Küche zu setzen? Vielleicht wollte sie heute mit ihm

sprechen! „Mein Asket“, würde sie dann vielleicht wieder sagen. Es sollte kritisch klingen, aber es klang zärtlich.

Asket? Sie wusste doch, dass er, wie es sich in seinem Alter gehörte, eine Freundin hatte. Sie kannten sich vom Sport und waren gute Kameraden. Die Freundin würde sich auf seine neue Kost umstellen müssen oder sie müssten sich leider trennen.

„Mein Asket!“, würde die Mutter vielleicht wieder sagen. Dann würde sie einen Schritt rückwärts auf die Küchentür zugehen und zu ihm empor lächeln.

Seine Kinderzeit . . . Seine Träume? Er hörte auf zu kauen und schluckte die Körner ganz hinunter. Sie würgten ihn im Hals.

Gelassenheit

Sie war eher zufällig zurückgekommen. Nun saß sie wieder stundenlang in ihrem alten Zimmer und sah vor sich hin. Sie verstand nicht, was andere dazu trieb, dies und das zu tun. Es war ihr auch gleichgültig. Jemand hatte einmal zu ihr gesagt, sie sei „gut im Entspannen“. So hatte ihre Nichttätigkeit einen Namen bekommen. Dort, woher sie jetzt kam, hatte sie stundenlang aufs Meer gesehen. Daran hatte dort niemand Anstoß genommen.

Zu Hause dagegen, als sie noch ein Kind war, hatte ihre Mutter täglich ein paarmal gesagt: „Mach endlich deine Schulaufgaben!“ Aber wen interessierte das schon? Da ihr auch die Noten gleichgültig waren, ließ sie die Bücher zugeklappt. Das blieb nicht ohne Folgen, zumal sie in der Schule auch nur „vor sich hin träumte“. Zu Hause wurde es dann noch unangenehmer. Trotzdem wartete sie geduldig, bis sie achtzehn war. Vier Jahre lang hatte sie sich von allen und allem verabschiedet, also ging sie ohne ein weiteres Wort.

Lastwagen fuhren quer durch Europa. Warum sie gerade dort gelandet war, woher sie jetzt zurückkam, hätte sie nicht sagen können. Endstation des letzten Lastwagens war ein überfüllter, dreckiger Hafen. Da legte gerade ein Schiff ab. Sie fand einen Platz auf Deck zwischen Einheimischen, die mit Sack und Pack reisten. Sie verstand nicht, was sie sprachen.

Als sie auf der Insel ankam, geriet sie in eine Gruppe junger Rucksackreisender. Sie stiegen alle zusammen in einen Bus, und irgendwo gab es wieder eine Endstation. Sie schliefen nebeneinander am Strand. Jemand gab ihr seine Unterlage. Die

anderen fuhren wieder ab, nicht alle auf einmal, sondern einer nach dem anderen. Dann wurde es kühler. Es begann zu regnen. Eine deutsche Ladenbesitzerin bot ihr an, bei ihr zu übernachten. „Ich möchte zurück!“, sagte die Frau. Sie fragte nicht, warum. Wenn die Frau nicht im Laden war, übernahm sie ihren Platz. Sie fragte niemanden, was er wollte, aber sie kassierte die Summe, die auf den Waren vermerkt war. Dafür gab ihr die Ladenbesitzerin ein Bett in ihrem Haus und etwas zu essen. Sie brauchte nicht viel.

Dann kamen eines Tages vier Holländer in den Laden, drei Männer und eine Frau. Es begann wärmer zu werden. Nur die Nächte waren noch kalt. Die Holländer bebauten einen Garten in der Nähe des Ortes. Ihr Grundstück war von dichten Büschen umgeben. Sie hielten sich von den Einheimischen fern. Obwohl sie dort seit Jahren lebten, sprachen sie nur wenige Worte der Landessprache. Der Wein war auf die Dauer doch zu teuer geworden und nun bauten sie inmitten des geschützten Gartens ihre Pflanzen an. Sie führten ein ruhiges Leben. Die Holländer konnten ebenso wie sie stundenlang schweigend dasitzen oder in einer Hängematte zwischen den Bäumen liegen. Eines Tages ging sie mit in ihren Garten. Nach einem ruhig verlebten Tag war es schließlich schon zu dunkel für den steinigen Weg zurück zum Ort. Also blieb sie über Nacht. Nach ein paar Tagen war es dann wohl auch zu spät, um in den Laden zurückzukehren, also blieb sie. Ab und zu war sie an der Reihe, den Garten zu bewässern oder das Mittagessen zu kochen. Es wurde kalt und wieder warm und wieder kalt und wieder warm. Wie oft eigentlich? Sie schlief ab und zu mit einem der Holländer. Es fiel ihr schwer, sich die Unterschiede zwischen ihnen zu merken. Die Pflanzen gediehen gut in dem warmen Klima.

Eines Tage schnitten die Holländer alle Pflanzen ab und verteilten sie. Dann fuhren sie alle zusammen im Brotauto ins Dorf zurück. Wieder Busfahrt und Schiffsreise, wieder schlief sie an Deck neben den Einheimischen mit ihren Körben und an den Beinen zusammengebundenen Hühnern. Und wieder Lastwagen. Aber was sollte sie in Holland? Sie stieg vorher aus. Die Holländer hatten das Auto halten lassen. Dem Fahrer des nächsten Wagens, der sie mitnehmen wollte, sagte sie den Namen der Stadt, in der sie aufgewachsen war. Sie fand zwischen all den neuen Häusern kaum ihr Elternhaus wieder, das bei ihrer Abreise noch an einem Feldrand gelegen hatte.

„Eine fremde Frau ist zurückgekommen“, sagte die Mutter zu der Nachbarin.

„Sie ist nur älter geworden“, antwortete die Nachbarin.

„Ich kenne sie nicht“, sagte die Mutter.

„Sie haben sie nie gekannt“, antwortete die Frau.

„Gibt es nichts, was sie wecken könnte?“, fragte die Mutter.

„Vielleicht die Liebe oder der Schmerz“, sagte die Frau.

„Kann sie denn Liebe und Schmerz empfinden?“, fragte die Mutter.

Sie aß nie mit am Tisch, sondern sie holte sich ein paar Reste aus dem Kühlschrank. Sie antwortete nur das Nötigste, wenn sie jemand ansprach.

„So geht es nicht weiter!“, sagte die Mutter zum Vater.

„Nein, so geht es nicht weiter!“, antwortete er.

Manchmal vertauschte sie den Schaukelstuhl in ihrem Zimmer mit einer Bank im nahen, kleinen Park. Auf diese Bank schien die Sonne, ebenso wie auf den Sandkasten davor. Sie saß dort und sah vor sich hin. Die Sandkiste blieb meist leer. Ab und zu kam ein Hund und hob das Bein.

Der kleine Junge musste schon eine Weile im Sand gesessen haben, ehe sie ihn bemerkte. Er hieb mit seiner Schaufel auf die Holzeinfassung. Schließlich sah sie auf. Er war allein. Unter seiner Nase glänzte ein gelb-grünlicher Streifen. Sein Kopf war flach, seine Augen ein wenig schräg. Er warf die Schaufel weg und legte mühelos den Oberkörper zwischen seine gespreizten Beine in den Sand. Als er ihn wieder hob, glitzerte der Streifen unter seiner Nase im Sonnenlicht. Er sah vor sich hin. Sie sah ihn an. Es wurde kühl, obwohl keine Wolke am Himmel stand. Jemand kam, packte wortlos das Kind in die mitgebrachte Karre und verschwand mit ihm. Es wurde kalt. Sie stand auf.

Auch am nächsten Tag schien die Sonne auf Bank und Sandkasten. Der Junge saß wie gestern im Sand. Er bewegte sich nicht und sah zu einem Baum hinauf. Sie betrachtete ihn. Sie folgte seinem Blick und sah dann wieder auf sein flaches Gesicht. Er hielt die Schaufel in der Hand, aber er bewegte sich noch immer nicht. Sie folgte seinem Blick und sah wieder in sein Gesicht. Schließlich faltete er seinen Körper wie am Tag zuvor und richtete sich dann wieder auf. Um den offenen Mund klebte der Sand in Klümpchen. Auch an diesem Abend wurde das Kind ohne ein Wort in die Karre gesetzt und davon geschoben.

Sie ging täglich zu ihrer Bank, auch wenn der Himmel bedeckt war. Der Junge im Sand trug jetzt eine lange Hose und einen Pullover. Sie zog einen Mantel an. Das Laub auf der Bank raschelte, wenn sie sich hinsetzte. Schließlich nahm sie eine Decke mit in den Park. Der Sandkasten war leer. Er blieb den ganzen Tag über leer. Auch am nächsten Tag blieb der Sandkasten leer.

Sie ging nun nicht mehr in den Park. Sie saß wieder in ihrem Schaukelstuhl, und die Mutter sagte zum Vater:

„So geht es nicht weiter!“, wozu der Vater nur stumm nickte.

„Sie ist heute ausgegangen“, sagte die Mutter.

Die Straße vor dem Haus entlang, die Querstraße hinunter, die Straße, die dort abbog und zurück in die eigene. Die Quadrate wurden von Tag zu Tag größer. Sie wendete den Kopf nach rechts und links. Sie aß etwas mehr.

„Sie geht jetzt stundenlang durchs Viertel“, sagte die Mutter.

„Vielleicht ist das ein Anfang“, antwortete die Nachbarin.

Wieder war ihre Runde größer geworden. Beim Wenden des Kopfes sah sie die Karre vor einem Geschäft stehen. Sie war leer. Aber es war seine. Sie ging vor dem Laden auf und ab. Endlich erschien jemand, zog das Kind hinter sich her, setzte es in die Karre und verschwand wieder. Sie ging auf die Karre zu. Der Junge hob den Kopf. Sie sahen einander an. Sie griff nach der Stange, löste mit dem Fuß die Bremse und schob den Wagen die Straße entlang. Sie ging geradeaus auf die Stadt zu. Nach ein paar Schritten fing sie an zu laufen.

Schmilzt der Schnee, oder wird es noch mal Winter?

Von ihrem Versteck aus konnten sie die ganze Straße übersehen. Gleich musste er aus der Haustür kommen. Eigentlich sollten sie hier möglichst schnell verschwinden, denn in der Villengegend fielen sie auf: fünf Jungen mit kahlgeschorenen Köpfen. Nur gut, dass es um diese Jahreszeit schon dämmerte, wenn der, auf den sie warteten, mit seiner großen Sporttasche zum Bus ging. Der an den Straßenrändern aufgehäufte Schnee war schwärzlich, aber er hielt sich. Die Männer aus diesem Stadtteil saßen um diese Tageszeit noch an ihren großen Schreibtischen in der Fabrik. Die Frauen hatten den ganzen Tag lang Zeit, auf ihre Kinder aufzupassen. Sie kauften am Vormittag ein und nicht wie die Mütter der Jungen nach der Arbeit. Also war die Straße leer. Jetzt in der Dämmerung, am Ende der Sackgasse, die auch ein Villenkind einmal zu Fuß gehen musste, hier, wo nur Sträucher standen, würde die fürsorglichste Mutter nicht helfen können. Die Jungen wussten, dass er immer allein mit seiner Sporttasche diesen Weg ging und erst auf dem Rückweg, wenn es ganz dunkel war, gingen sie zu mehreren.

Eigentlich wäre es besser gewesen, wenn sie gleich einige von ihnen auf einmal fertiggemacht hätten. Lohnte denn dieser eine? Er war allerdings der frechste. Sein lila Schopf, seine schwarze Lederkleidung, seine Stiefel . . . So würde sich Jürgen auch gerne anziehen, natürlich bis auf die Haare. Die würde er sich weiter scheren lassen. Unter den lila Haaren trug der Junge ein feines, hübsches Gesicht, keine Pickel, fast ein Mädchengesicht. Hassverzerrt hatte es die schlimmsten Beleidigungen geschrien. Dafür sollte er jetzt büßen. Die meisten Passanten, die das mit

angehört hatten, waren wohl auf der Seite des Lilaschopfs, dachten die Jungen, obwohl die Menschen kaum eine Miene verzogen hatten. Nur ein paar alte Männer, gleichfalls mit kahlen Köpfen und mit Stöcken bewaffnet, hatten lauthals gefordert, dass so pervers aussehende Jugendliche wie der Lilaschopf erst einmal lernen müssten, was Ordnung heiße. Diese Männer hatten den kahlen Jungen zugenickt. Aber nur wenige Mädchen zeigten Sinn für Kraft und Männlichkeit.

Es dauerte heute länger, als sie erwartet hatten. Der Lilaschopf kam noch immer nicht aus der Haustür. Jürgen sah gelangweilt auf den schwärzlichen Schneehügel vor sich: Schmilzt der Schnee, oder wird es noch mal Winter? Obwohl die Straße voller parkender Autos stand - ganz nahe vor ihnen eines mit einem Münchener Kennzeichen - konnten sie doch die Haustür im Auge behalten. Jetzt gingen die Straßenlaternen an. Jürgen konnte durch ein Seitenfenster in das fremde Auto sehen. Auf der Rückbank stand eine große Sporttasche. Sie sah genauso aus wie die vom Lilaschopf. Solche Taschen gab es viele.

Am Ende der Straße zeigte sich ein schmaler Lichtstreifen, der langsam breiter wurde. Erstaunlich langsam. Lahme Ente, dachte Jürgen, der hat es wohl immer noch nicht eilig, wird noch zu spät zum Bus kommen. Dann kamen gleich zwei Figuren aus der Haustür. Die Sporttasche fehlte. Die Frau war nur etwas kleiner als der Lilahaarige. Sie stützte sich leicht auf einen Regenschirm oder einen Stock. Noch konnten die hinter den Sträuchern miteinander flüstern, ohne dass die beiden sie hören würden. Was jetzt? Wollen wir trotzdem? Und die Alte? Es war dunkel genug, sie würde die Jungen nicht genau sehen. Schreien wird ihr hier an den Sträuchern wenig nützen, wenn sie sieht, wie der Lilahaarige

verdroschen wird. Und ehe die Leute aus den Hütten kriechen! Jetzt waren sie hier und hatten lange genug gewartet. Also kein Rückzug. Das stand fest, als die beiden die erste Hälfte der Straße hinter sich hatten. Der Chef entschied immer allein. Jürgen fand das richtig. Er hätte natürlich auch gehorcht, wenn der Chef befohlen hätte, dass sie sich zurückziehen. Das war gerade das Schöne an ihrer Gemeinschaft: *eine* Kleidung, *eine* Frisur, *ein* Wille. Bei ihnen gab es kein Gezänk wie zu Hause bei den Eltern, die sich nur einig waren, wenn es gegen die Kinder ging.

Die Einzelheiten der Aktion hatte der Chef festgelegt. Jeder von ihnen sollte etwas tun. Aber dann lief doch nicht alles planmäßig ab, weil die Alte dazwischenkam. Als sie den Lilahaarigen von ihrer Seite wegrissen, schrie sie nicht, sondern schlug mit dem Regenschirm zu. Der Schlag traf Matze und der reagierte automatisch. Sie fiel gleich hin. Jürgen sah, wie sie mit dem Hinterkopf auf den Boden schlug. Ihm war, als hörte er einen dumpfen Schlag. Die anderen waren mit dem Lilaschopf beschäftigt, der wehrte sich noch wild, es würde ihm wenig nützen. Nur Jürgen sah die alte Frau auf dem Rücken liegen. Sie bewegte sich nicht. War sie tot? Tot? Im Magen wurde ihm plötzlich heiß und auch die Augen fingen zu brennen an. Hatte er dieses tote Gesicht nicht schon gesehen? Sah er es nicht manchmal noch in Träumen, an die er sich morgens nur schwach erinnerte? Ganz tief in seinem Bauch bewegte sich etwas und stieg immer höher. Er konnte nichts dagegen tun. Es stieg bis in die Brust und wurde zu einem Schluchzen. Er stürzte sich neben der alten Frau auf den Boden und sah nun ihr Gesicht von Nahem. Vor ihm lag eine ihm völlig fremde alte Frau. Er schloss die Augen und nun sah er deutlich vor sich das blasse, stille Gesicht seiner Großmutter.

Totenerweckung

Von Anfang an war ich dagegen, dass Knut Psychologie studierte! Seine Eltern sezieren! So weit sollte es nicht kommen. „Brotlose Kunst heutzutage!“, sagte ich zu ihm. Wir deuteten ihm an, er würde einen höheren Monatswechsel bekommen, wenn er etwas Praktischeres studierte. Ganz vorsichtig natürlich, denn es sollte nicht nach Erpressung klingen. Aber er ließ sich nicht von der Psychologie abbringen. Und dann das! Seinem Vater erzähle ich lieber nichts davon.

Knuts Freund Herbert ist ein paar Jahre älter als die meisten anderen Studenten in seinem Semester. Zweiter Bildungsweg. Natürlich beachtlich, dass er sich allein hochgearbeitet hat, ohne den entsprechenden Rückhalt im Elternhaus. Aber er war eigentlich kein Umgang für Knut, denn die Familien passten nicht zueinander.

Knut hat mir die Sache so anschaulich erzählt, dass es mir vorkommt, als wäre ich dabei gewesen. Natürlich hätte ich in dem Fall zur rechten Zeit eingegriffen und es nicht so weit kommen lassen! Knut erzählte mir zunächst von einem Gespräch mit Herbert in dessen Küche. Ich höre immer gerne Einzelheiten aus Knuts Leben - die meisten Menschen nehmen am Leben ihrer erwachsenen Kinder ja viel zu wenig Anteil! Knut sagte zu Herbert, er hätte nicht gedacht, dass „der Junge“ - so nannten sie den Technikstudenten - überhaupt mitkommen würde. Mein Sohn druckste ein bisschen herum und gestand mir dann, dass er und Herbert um Geld gewettet hatten. Er sagte nicht, um wie viel. Knut meinte, Herbert habe die Wette schon halb gewonnen, da der Junge mitgegangen sei. „Aus dem hole ich Gefühle raus!“,

hatte Herbert gesagt und Knut eine „Totenerweckung“ versprochen. Knut sagte, er habe sich, als er den „hübschen wandelnden Leichnam“ sah, sofort auf die Wette eingelassen. Herbert versicherte Knut, dass er den Jungen wirklich nicht kannte, sonst wäre es zu leicht für ihn gewesen, die Wette zu gewinnen. Sie hatten sich zu dem Jungen an den Mensatisch gesetzt und lang und breit über Hypnose geredet, bis der Junge schließlich doch einmal eine Miene verzog. Kurz darauf sprachen sie ihn an. Er war neugierig und wollte nach einigem Bedenken als Beobachter dabei sein. Er war übervorsichtig, ja ängstlich. Das war natürlich gleich ein Anlass für die beiden Psychoadepten, sich über ihn lustig zu machen.

„Der wird sich wundern!“, sagte Herbert in seiner Küche zu Knut. Ich kann mir vorstellen, dass er dabei lachte. Knut war immer noch davon überzeugt, es würde nicht funktionieren. „Bei *dem* nicht!“. Nicht einmal ausgewachsene Psychologen würden aus dem etwas herausholen, geschweige denn sie, die Anfänger! Aber Herbert war zuversichtlich. Schließlich gab er zu, dass er zwar den Jungen nicht kannte, aber dass er wisse, wo sein Problem saß. Er hatte dem betrunkenen Freund des Jungen - der Junge selbst war kurz zuvor schwankend aufgebrochen - auf den Zahn gefühlt. Sein Problem war: Er suchte verzweifelt eine Freundin. Die erste! Er war nicht dazu fähig, eine Frau anzusprechen. Wenn einmal eine auf ihn zukam, lief er weg. „Probleme mit Mädchen“ nannten die Techniker das. Sie selbst bezeichneten sich als „Jungs“ - infantil trotz ihren dreiundzwanzig Jahren, sagte Knut. Herbert wollte dem Jungen eine Lektion erteilen. Dass Herbert ihm damit helfen wollte, sein Problem zu lösen, glaubte Knut nicht. Ich vergaß zu erwähnen, dass Herbert Menschen hypnotisieren kann. Er hat das

von einem dubiosen „Zauberer“ gelernt, der ihn, wer weiß gegen welchen Lohn, eine Zeitlang als Schüler angenommen hatte.

Nach ihrem kurzen Gespräch in der Küche gingen Knut und sein Freund ins Zimmer. Der Technikstudent hatte sich auf Herberts Matratze ausgestreckt. Er war wohl noch vom Saufabend zuvor etwas angeschlagen. Knut war erstaunt. Für so „locker“ hatte er ihn gar nicht gehalten. Der Junge blinzelte, als sie hereinkamen. Neben ihm lag ein pralles, mit buntem Stoff überzogenes, großes Kopfkissen, das kurz darauf eine Rolle spielen sollte. Knut erzählte mir alle Einzelheiten, aber ich will einige doch lieber übergehen. Sie sind zu widerlich! Also gleich das Ende der - tatsächlich gelungenen - Hypnose. Herbert hatte den Jungen schließlich aus der Trance herausgeholt. Er hielt es wohl selbst nicht mehr aus. Herbert zeigte ihm, was er getan hatte, erklärte ihm, dass es nur ein Kissen und keine Geliebte gewesen war, dass er niemanden getötet hatte. Der Junge sah auf das Kissen. Er war weiß im Gesicht und bewegte keine Miene. Schließlich murmelte er: „Es ist nicht wahr! Niemand war da! Nur ein Kissen! Unsinn - was redest du? Kein Messer, kein Mädchen! Nichts als ein Kissen!“

Wusste er es wirklich nicht mehr? Wusste er nicht mehr, wie er das Kissen, von dem Herbert ihm gesagt hatte, es wäre seine Traumgeliebte und sie liege auf seinem Kopfkissen, wie er also das Kissen zuerst umarmt, dann geschlagen, mit den Fäusten auf es eingeschlagen, mit sadistisch verzerrtem Gesicht immer wieder geschlagen hatte!? Herbert war zu weit gegangen, fand auch Knut. Er hatte dem Jungen gesagt, er habe ein Messer in der Hand. Der Junge hielt die Hand sofort so, als hätte er wirklich ein Messer darin, und ließ das imaginäre Messer immer wieder auf das Kissen runtersausen. Dabei schrie er wie vor Lust und Schmerz. Es muss

grauenvoll gewesen sein. Es war wie ein Mord, sagte Knut. Ihm war, als wäre er Zeuge eines Lustmordes. Der Junge hatte gelacht und seine Traumgeliebte mit dem nicht vorhandenen Messer von unten bis oben aufgeschlitzt. Knut wurde übel. Auch Herbert muss es zu viel geworden sein, denn er weckte den Jungen aus der Trance auf. Der fiel zuerst hin wie tot. Dann richtete er sich wieder auf. Sein Gesicht war noch starrer als sonst. Er sagte: „Es ist nicht wahr!“

Das war keine Totenerweckung, sagte Knut. Herbert war ein Stümper. Er hatte eine Bestie geweckt und wieder eingeschläfert. Hoffentlich wird Knut sich einen anderen Freund suchen! Mir kommt er jedenfalls nicht noch einmal ins Haus!

Zivilcourage

Der Mann hatte aufgehört zu sprechen, saß aber zurückgelehnt da, als wolle er noch länger im kleinen Arbeits- und Ruhezimmer, das ich mir mit einem Arztkollegen in der Klinik teilte, sitzen bleiben und hören, was ich zu sagen hätte. Was sollte ich ihm jetzt noch sagen? Sein Blick, der mich gelegentlich streifte, schien auszudrücken: Rede, was du willst, ich weiß ja doch schon Bescheid! Er tat mir Unrecht.

Was hätte ich denn anderes tun können? Nichts! „Prinz von Homburg“ geht mir durch den Kopf: Viel Lärm um eine scheinbare Befehlsverweigerung, die schließlich sogar zum Sieg geführt hatte. Der Prinz wurde begnadigt, nachdem er eingestanden hatte, dass das Todesurteil zu Recht bestand. Alles Dichtung? Aus einem vergleichbaren Fall würde man heute kein Drama mehr machen. Er würde nicht mit einem Todesurteil, sondern mit einer Entlassung enden. Arbeitslos mit Frau und drei Kindern in der Großstadt. Mutige Journalisten berichten über solche Fälle. Aber ob sie mich angehört hätten? Ob das nicht klinischer Alltag ist? Wahrscheinlich hätte mir eine solche Berichterstattung die Arbeitsstelle nicht erhalten können, meine Aussichten auf eine neue Stelle dagegen dem absoluten Nullpunkt angenähert. Was hätte nicht alles sein können!

Mein Gegenüber saß zurückgelehnt da und sah mich manchmal kurz an, als wolle er damit sagen: Nun reden Sie schon! Dann sah er wieder geradeaus auf die Karikaturen am Schrank. Ärzte sind ja häufig Gegenstand von Karikaturen. Mein Kollege hatte nicht lange suchen müssen. Ich hätte den Mann nicht in unser kleines, intimes Arbeits- und Ruhezimmer mitnehmen sollen. Ledersessel

und dazwischen ein Couchtisch würden die nötige Distanz besser aufrechterhalten. Mein weißer Kittel genügte in diesem Fall nicht.

Schließlich war er ein erwachsener Mann. Er musste sich damit abfinden, dass seine Eltern eines Tages sterben würden. Die Väter meist früher. Der Vater war immerhin sechzig, aber das ist heute natürlich kein Alter, noch dazu auf dieser Station. Seine Mutter sei völlig zusammengebrochen, sagte er. Das konnte ich mir vorstellen. Ich hatte sie gesehen, wie sie ihrem Mann bis zum Schluss die Hände hielt. Der Mann war vor allem darüber bekümmert, dass er sie zurücklassen musste. Er sprach nur von ihr, ehe sie kam, und wer die beiden sah, konnte erkennen, dass sie zusammengehörten, nicht erst seit dieser Stunde. Ich fand es empörend, dass eine altjüngferliche Kollegin sich über das Paar lustig machte. Was weiß so eine von der Beziehung zwischen Mann und Frau, die noch dazu durch Sorge für und Freude an gemeinsamen Kindern miteinander verbunden sind?! Ein dickes Fell hatte ich mir in all den Jahren nicht wachsen lassen. Ich litt immer noch mit beiden Seiten, den Sterbenden und denen, die zurückblieben. Ich hätte ja selbst der Betroffene sein können.

Der Mann mir gegenüber war jünger als ich. Meine Eltern lebten Gott sei Dank noch. Ich hätte gerne mehr für sie getan, aber meine Frau wollte das nicht. Sie beschuldigte die alten Leute, ihre Erziehung zu untergraben, und ging sogar so weit, meine Fehler - das heißt, das, was sie für meine Fehler hielt - ihnen in die Schuhe zu schieben. „Er hat eben keine Erziehung . . . Bei den Eltern!“ Das war eine ihrer Kränkungen. Als die alten Leute aufwuchsen, wusste man noch, dass Kinder auch mal hart angefasst werden mussten. „Eine Tracht Prügel hat noch niemandem geschadet“,

sagten sie und handelten danach. Heute ist man ja ganz unsicher geworden. Das tut den Kindern auch nicht gut.

Woran dachte ich überhaupt? Der Mann saß immer noch da und machte keine Anstalten aufzustehen oder gar zu gehen. Dummerweise hatte ich ihm, gerührt, wie ich war, gesagt, dass mein Dienst zu Ende sei und wir Zeit für ein längeres Gespräch hätten. Was warf er mir eigentlich vor? Hatte ich ihm nicht erst selbst gesagt, unter welchen Umständen sein Vater gestorben war? Sonst hätte er doch gar nichts davon erfahren! Zu welcher Dummheit hatte ich mich da hinreißen lassen! Ich war von der ganzen Aufregung eben noch sehr mitgenommen. Warum um Himmels willen hatte diese furchtbare Frau, diese Stümperin, nicht auf mich gehört?! Wie konnte man so eine Person zur Chefin machen? Wieso hatte sie immer noch nicht gemerkt, dass ich richtige Diagnosen stellte? Der Fall war zwar selten, aber ich hatte ihn schließlich erkannt! Es *war* Nacht und es wäre natürlich viel Aufhebens gewesen, mitten in der Nacht die Herzklinik zu alarmieren. Aber das wäre seine einzige Chance gewesen - und noch dazu eine große. Er wäre dort sofort auf den Operationstisch gekommen. Aber die Chefin sagte: „Unsinn, Sie haben Unrecht, der Fall ist zu selten, der Mann bleibt hier. Tun Sie, was Sie können.“ Ich argumentierte und redete ihr zu, aber alles war vergeblich, sie blieb bei ihrem Nein. Was hätte ich also tun sollen? Den Mann auf eigene Verantwortung und gegen das ausdrückliche Verbot der Chefin doch in die Herzklinik verlegen? Und wenn ich mich nun geirrt hätte? Aber auch, wenn es sich als richtig erwiesen hätte - später hatte es sich ja als richtig erwiesen! - hätte es mich meine Stelle gekostet oder wenigstens kosten können. Was hätte nicht alles sein können!

Es war bedauerlich, aber nicht zu ändern. Empörend war vor allem, dass die Inkompetenz Chefin war, während der Kompetente katzbuckeln musste. Der Mann mir gegenüber konnte sich gar nicht vorstellen, wie sehr mich der Tod seines Vaters mitgenommen hatte, trotz einer gewissen Gewöhnung im klinischen Alltag. Es brachte mich völlig durcheinander und machte mich wahnsinnig wütend. Ohnmächtig wütend. Sollte ich ihm davon erzählen? Es würde ihn nicht interessieren. Ein warmherziger Händedruck sagte ihm da sicherlich mehr.

Wie lange hatten wir schon ohne ein Wort zusammengesessen? Das Schweigen fing an, mich zu bedrücken. Die Geschäfte würden bald schließen, ich musste noch etwas einkaufen. „Ja“, sagte ich und stützte die Hände auf die Lehnen meines Schreibtischsessels. „Ja“, sagte auch er und pendelte seinen Oberkörper nach vorne, um endlich aufzustehen.

Schließlich standen wir hintereinander vor dem Ausgang des kleinen Raumes. Ich hatte ihn zur Tür begleitet und wollte sie hinter ihm zumachen. Da sagte er, ohne sich noch einmal zu mir umzuwenden, eher schon zu sich selbst: „Töten auf Befehl, unterlassene Hilfeleistung mit tödlichem Ausgang auf Befehl - wo ist da der Unterschied?“

Der Schmerz macht Menschen ungerecht. Da darf man die Worte nicht auf die Goldwaage legen.

Tempodrom

Kongresshalle, hieß es. Die Parkplätze waren alle besetzt. Die Türen zur Kongresshalle waren geschlossen. Sie parkten ganz unmöglich, Polizisten kamen und winkten sie weiter, schmunzelnd, weil zwei Frauen in dem Auto saßen. Die eine war klein, hatte sehr lange schwarze Haare und blaue, weit aufgerissene Augen. Zwar war sie nicht jung, aber sie fiel auf. Sie stellten das Auto ab, nachdem sie eine Weile darüber diskutiert hatten, wo es am sichersten stände und von wo aus man am leichtesten wieder rausfahren könnte. Dann kauften sie die teuren Eintrittskarten zum Tempodrom.

Die Musik hatte schon längst angefangen. Es gab kaum noch leere Plätze. Schließlich fanden sie zwei, von denen aus sie die Musik nicht sehen konnten. Die ältere, die das Auto gefahren hatte, suchte weiter und fand einen besseren Platz an einer Seite. Dorthin setzten sie sich.

Die Musik war so laut, dass der älteren die Knochen vibrierten. Die Langhaarige mit den hellen Augen fiel sofort in Ekstase. Nur mühsam beherrschte sie sich, um nicht zu tanzen. Ihre Hände zuckten, als würde sie gerne klatschen, aber sie tat es nicht. Sie strahlte und gab verzückte Laute von sich. Tempodrom. Es war sehr laut. Spanischer Rock? Nein, arabischer Rock. Da erschien eine Frau auf dem Brettergerüst vorne, dick, Folklore. Sie sang mit tiefer, kräftiger Stimme und drehte ihren Bauch. Sie war etwa siebzig. Die alte Dame war eine Frauenrechtlerin, verriet eine Notiz auf der Eintrittskarte.

Dann wieder arabischer Rock. Der Älteren vibrierten die Knochen. Vor ihnen saßen einige junge Männer, mit denen sie Kontakt aufnehmen mussten, weil sie ihre Füße auf die Bänke stellen wollten. Anders war es zu unbequem. Die jungen Männer sprachen gut deutsch. Einer von ihnen sah sich interessiert nach den beiden um und erzählte, er sei Student. Zunächst teilte er seine Blicke gerecht zwischen beiden. Er war Berber. Feurige Blicke hin und her, Rockmusik. Dann stand er auf, verneigte sich und sagte, er wolle mit der Jüngeren tanzen. Daraufhin sagte die Ältere: „Nein“, sie sei dazu bestellt, auf die Jüngere aufzupassen, und sie könne leider nicht erlauben, dass er mit ihr tanze. „Ich bringe sie auch bestimmt zurück!“

„Nein!“

Schließlich stand er auf, kaufte ein Glas Bier, kam mit dem vollen Glas zurück, drückte es der Älteren in die Hand und sagte: „Bitte erlauben Sie mir, dass ich mit ihr tanze!“ Die Ältere nahm das Glas Bier an. Es war ein riesiges Glas Bier. Es war kein Glas, es war ein Plastikbecher, ein riesiger Plastikbecher mit Bier. Sie nahm den Plastikbecher in Empfang. Es war ihr klar, dass er ihr nur leihweise überlassen wurde. Ohnehin war sie ungeübt im Biertrinken. Angesichts dieses Kaufpreises enthielt sie ihm ihre Erlaubnis nicht länger vor. Und nachdem er noch einmal geschworen hatte: „Ich bringe sie zurück!“, nickte sie zustimmend.

Die beiden suchten einen Platz am Fuße der Tribüne. So konnte die Ältere zusehen, wie die auf der Tanzfläche sich rhythmisch bewegten, ohne einander zu berühren. Nach nicht allzu langer Zeit - wahrscheinlich wollte er noch Bier in seinem Becher vorfinden - brachte er sie zurück, nahm im Tausch gegen sie den Bierbecher in Empfang und sagte, als wollte er ein verdientes Lob

einheimsen: „Ich habe es versprochen, ich bringe sie zurück. Da ist sie.“ Er setzte sich nicht auf seinen alten Platz vor den beiden Frauen, sondern stellte sich zu einem anderen Mann in die Mitte, von wo aus er die Musik besser sehen konnte.

In der Pause wechselten sich die beiden Frauen mit Nachbarinnen ab, einander die Plätze freizuhalten, während sie draußen waren. Draußen war das Gedränge enorm. Sie wurden gegen Seile gedrückt, die das Zelt hielten. Bevor die Pause zu Ende war, drängelten sie sich wieder zurück, um nicht noch mehr gedrückt zu werden.

Der Älteren wurde es immer ungemütlicher. Sie konnte den Lärm nicht mehr ertragen und sie hatte eine Horrorvision davon, wie es am Ende der Vorstellung sein würde: Die Veranstaltung ist zu Ende und alle stürzen nach draußen. Deshalb sagte sie entschlossen: „Ich möchte jetzt gehen.“ Die Jüngere begann zu bitten und zu betteln. Sie sei so glücklich und sie wolle diesen glücklichen Zustand um keine Minute verkürzen. Aber die Ältere setzte sich durch. Sie hatte schließlich schon eine halbe Stunde den Zeitpunkt vor sich hergeschoben, um der anderen mitzuteilen, dass sie vor dem Ende der Veranstaltung gehen müssten. Widerstrebend, mit den lebhaftesten Gesten protestierend, erhob sich nun auch die Jüngere und folgte der Älteren zum Ausgang.

Auch mit den Autos würde es ein Chaos geben, wenn alle auf einmal aus dem Zelt stürmten und in die Autos sprängen, um natürlich nun so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Die Jüngere stöckelte mühsam auf dem Kopfsteinpflaster zum Auto.

Die Ältere musste den Fahrtwind ertragen, denn die Jüngere hatte das Fenster ganz und gar heruntergekurbelt, lehnte sich hinaus

und sagte: „Keine Sekunde möchte ich von dieser Musik versäumen!“ Dabei zog sie jedes Wort in die Länge.

Die Ältere sah die Jüngere von der Seite an und entschied sich dafür, den Satz, der ihr auf der Zunge schwebte, doch lieber für sich zu behalten: „Denk dran! Du bist vierzig und hast drei Kinder zu Hause!“

Der Fahrtwind war kalt. Er kühlte den Ärger der einen und die Begeisterung der anderen.

Hannes trägt seine Bahre

„Fass mal mit an“, hatte Peter zu mir gesagt. Wieder mal kein Wort von dem, was sie vorhatten! Überhaupt nahmen sie Hannes, der nach diesem Unfall im Rollstuhl saß, ernster als mich. Nichts gegen Hannes. Er hatte das wirklich gut hingekriegt – und inzwischen kann er ja auch wieder laufen. Peter und die beiden anderen hatten Hannes auf eine Bahre gelegt und ich sollte den vierten Griff anfassen. Normalerweise konnten sie ihn ja zu zweit tragen, wenn es eine Treppe raufging zum Beispiel. Aber diesmal wollten sie ihn auf ein Dach hieven. Das klingt seltsam, aber so war es. Sie hatten auch noch Brecheisen bei sich und das kam mir wirklich seltsam vor.

Alles war voller Leute und wir stiegen auf das Dach des kleinen Hauses. Mit der Bahre. Ich wusste natürlich wieder nicht, warum da so viele Leute waren. Jemand sollte angekommen sein. Auf dem Dach machten die drei sich daran, die Ziegel abzunehmen und mit den Brecheisen die Decke zu bearbeiten. Der Besitzer des Hauses würde ganz schön toben, dachte ich. „Na los, hilf mal!“, sagte jetzt Mathias zu mir. Schließlich war das Loch groß genug und wir ließen die Bahre langsam an Stricken, die die drei auch noch mitgebracht hatten, runter in den Raum, in dem großes Gedränge herrschte. Natürlich wollte niemand die Bahre auf den Kopf bekommen und darum traten alle aus der Mitte des Zimmers an die Wände. Dadurch wurde das Gedränge noch größer. Ziemlich rücksichtslos, dachte ich. Ich konnte von schräg oben Johannes auf seiner Bahre liegen sehen. Neben ihm standen zwei Füße in Sandalen, über denen ich ein einfaches Kleid erkennen konnte. Manchmal sah ich lange schmale Hände auf dem groben

Stoff ruhen. Sie sahen nicht nach Arbeit aus, Nichtstuer- oder Gelehrtenhände. Plötzlich brach das Stimmengewirr ab. Ich hörte eine klare Stimme ein paar Worte sagen und dann einige kräftige andere Stimmen, die offenbar zornig etwas erwiderten. Das ging so eine Weile, während Johannes einfach dalag und schräg zu dem Platz über dem einfachen Kleid aufsah. Allmählich verstummten die zornigen Stimmen und wieder war die klare Stimme zu hören. Ihr Besitzer sprach diesmal etwas länger. Schließlich sagte er zu Hannes, er solle nach Hause gehen. Schön wärs, dachte ich. Deshalb mussten wir ihn ja hertragen: Er kann nicht laufen! Hannes richtete sich auf, setzte seine Füße vor sich auf den Boden, bewegte sie hin und her, als ob er nach einem langen Schlaf langsam zu sich käme und der Festigkeit des Bodens noch nicht traute: War er schon ein wirklicher oder noch ein Traumboden? Wie konnte das denn sein? Seit dieser Sache vor drei Jahren konnte er doch die Beine nicht mehr bewegen! Schließlich stand er sogar auf und seine Füße trugen ihn tatsächlich. Da muss irgendwas Merkwürdiges passiert sein, dachte ich. Ich hätte vielleicht auch schon mal zu ihm sagen sollen: Steh auf und geh nach Hause! Wir hatten das nie probiert. Es wäre ja nicht nett gewesen, wo er doch nicht laufen konnte. Nun konnte er plötzlich doch. Die klare Stimme hatte ihm nicht nur gesagt, er solle gehen, sondern auch noch, er solle seine Bahre mitnehmen. Das fand ich nun etwas übertrieben, wo er schließlich seit drei Jahren nicht gelaufen war. Aber Hannes bückte sich tatsächlich zu seiner Bahre runter und hob sie auf. Er sagte gar nichts dabei, sah nur zu dem Mann mit der klaren Stimme hin, dessen Kopf ich immer noch nicht sehen konnte, und ging auf den Gang zu, der sich vor ihm zur Tür hin zwischen den Menschen gebildet hatte. Ich saß noch immer auf dem Dach und

sah ihm zu, wie er mit der Bahre unterm Arm aus dem Haus trat und, als trüge er eine Leiter zu einem Obstbaum, langsam auf den Garten des Hauses seiner Eltern zuging.

Ich weiß nicht, wie das alles passieren konnte. Es hat mir auch niemand erklärt. „Sperr doch die Augen auf!“, sagte Andreas zu mir. Die vier, Johannes ist nun ja wieder immer mit dabei, sahen sich gegenseitig an und ich konnte sehen, dass sie einander verstanden. Aber ich verstehe das alles nicht und meine Freunde sind mir noch fremder geworden.

Der Zöllner erzählt von Laotse

Die Schmuggler machen mir das Leben schwer!
Das weißt du, Schwager! Wenn es wieder wär’
Wie in der guten alten ruh’gen Zeit,
Doch die ist weit!

Auf einem Ochsen ritt ein alter Mann
An meine Zollstation heran; hielt an.
Ich fragte ihn, wie jeden, aber nichts.
Er war ein Lehrer, hatte also nichts.

Der Knabe, der den Ochsen führte, sagte
Auf meine Frage, was der Lehrer lehrt:
Besiegen kann das Weiche in Bewegung
Das Harte, das dann unterliegt.

Davon wollt’ ich nun gern Genau’res wissen
Und bot dem Alten Dach und Essen an,
Wenn er dafür die Weisheit, die er hatte,
mir auf ein Blatt schrieb, dass ich’s lesen kann.

Nach einer Woche war es dann so weit:
Er gab mir einundachtzig dunkle Sprüche.
Jedoch das Beste an der ganzen Zeit
War nicht das Ende, sondern dass ich dachte:

Der Mann hat Weisheit, er wird sie mich lehren!
Doch ich verstehe nur: Die Zeit ist schlecht.
Wie früher muss es wieder für uns werden,
Als Tao eines war und ungeteilt.

Ein guter Mensch ist er, vielleicht ein Weiser,
Doch mir hilft leider seine Weisheit nicht.
Die Schmuggler schmuggeln, ich geh barfuß weiter –
Nur dann und wann erscheint mir sein Gesicht.

„Solange ich atme, hoffe ich“

„Religiöser Hoffnung kann nur Zweifel etwas anhaben: Mendel fährt plötzlich und unerwartet vom Totenbett auf: ‚Werd ich lachen, wenn ER gar nicht existiert, dann war ja alles umsonst!‘ “

„Und wie unterscheiden sich Hoffnung und Illusion voneinander?“

„Natürlich durch den Ausgang: Ein Gefangener (Knecht, Sklave), der schließlich in der Freiheit ankommt, hat „gehofft“, einer, der in der Gefangenschaft (Knechtschaft, Sklaverei) stirbt, hat sich Illusionen gemacht.“

„‚Die Hoffnung hält mich aufrecht!‘ kann einer sagen.“

„Auch das ist doppeldeutig: Bringt ihn die Hoffnung dazu, nicht aufzugeben, ‚durchzuhalten‘ und ‚es immer wieder zu versuchen‘, oder legt er die Hände in den Schoß und benutzt ‚Hoffnung‘ als Alibi für seine Faulheit?“

„Dazu fällt mir etwas ein!“

Irgendwo in der portugiesischen Provinz, in einem Ort, in dem es nur Straßen aufwärts und Straßen abwärts zu geben scheint, eine Stadt wie eine sehr breite Freitreppe, unten der Fluss.

Die junge Frau steht spät auf und schon bald liegt sie auf dem Sofa vor dem Fernseher und sieht sich an, was die Sender so tagsüber zu bieten haben. Der Vater besteht darauf, dass sie täglich ihre Pflicht erfüllt. Die besteht darin, dass sie portugiesische und amerikanische Songs in eine professionelle Anlage singt. Zur

Übung, sagt der Vater. Er schickt ihre CDs durch die Welt, aber bisher hat noch keine Plattenfirma Interesse geäußert oder gar einen Vertrag angeboten.

Mittags kommt die Mutter von der Arbeit und kocht für sich und die Tochter. Nach dem Essen wäscht sie mit fast so viel Spülmittel wie Wasser die Teller und Töpfe ab, ehe sie wieder zur Arbeit geht. Der Vater wünscht sich öfter zwischen seinem Schreibtisch in einer Telefongesellschaft und dem Ehebett, er hätte eine klügere Frau geheiratet, vielleicht nicht so hübsch und lieb, aber eine, mit der er etwas reden könnte.

Irgendwie hat die Tochter einen Schulabschluss bekommen und sogar eine Art Studium absolviert. Danach hat sie keine Arbeit gefunden, da sich die Fleißigen und Gescheiten die wenigen offenen Stellen teilen und sie sich, zugegebenermaßen, auch nicht gerade ein Bein ausgerissen hat, um eine Arbeit zu bekommen. Ihre Berufung ist ja schließlich das Singen! Gelegentlich tritt sie auf – in Karaoke-Veranstaltungen, wenn die Familie in einer winzigen, durch die Stadt vom Meer getrennten Eigentumswohnung ihre Ferien verbringt.

Die Mutter stammt aus einer ansässigen, weit verzweigten Bauernfamilie. Diese hat den „Zugereisten“ akzeptiert. Er ist „etwas Besseres“. Aber doch nicht gut genug, findet die Patrizierfamilie, aus der der Freund der Tochter stammt. Es gibt keinen Kontakt zwischen den Familien.

Die Beziehung zwischen den beiden ist zärtlich und tugendhaft. Sie wacht darüber, denn sie glaubt zu wissen, dass das ihre Chancen eher vergrößert als vermindert. Sie glaubt auch, dass sie die richtige Mischung von jungfräulicher Zurückhaltung und angedeuteter Leidenschaftlichkeit gefunden hat. Mit Ende

zwanzig, weiß sie schließlich, was sie tut! Heiraten könnte er sie nur, wenn er die Gefahr, enterbt zu werden, auf sich nähme. Deutlich ausgesprochen haben seine Eltern das jedoch bisher nicht, aber es würde zu den Gebräuchen ihrer Schicht passen.

Zwischen der Zukunftsgewissheit einer Milliardärs-Tochter und der einer Slum-Bewohnerin in Mumbai gibt es unzählige Abstufungen. Darunter das Hinwelken einer Frau, die doch ein Star oder die Frau eines der angesehensten Bürger ihrer Stadt oder womöglich beides hätte werden können und die nun nach vielen Jahren vergeblicher Hoffnungen im Hause und bei der Fürsorge ihrer Eltern ihr Leben verdämmert.

Denkt man und man irrt sich! Erst kürzlich hat sie sich zu einem Gesangswettbewerb der „reiferen Jugend“ angemeldet und die Frau ihres früheren Freundes, der nach dem Tod seiner Eltern das alles allein entscheidende Familienoberhaupt geworden ist, ist seit einiger Zeit sehr krank …

Zwei Figuren suchen (je?) eine Geschichte

Figur I

1988. Er ist 16. Seine Großmutter hat ihn aufgezogen. Beide Eltern arbeiten den ganzen Tag. Das Haus, das sie vor 14 Jahren gebaut haben, muss bezahlt werden. Der Junge hängt sehr an der Großmutter. Sie stirbt, kurz bevor er in die Schule kommt. Er hat seine einzige Bezugsperson verloren, die Eltern sind ihm fremd. Er soll vom Schuleintritt zurückgestellt werden, aber die Eltern bestehen auf Einschulung, damit er „schneller weiterkommt“.

Er ist nun auf sich allein gestellt und verwirrt. Nach der Schule geht er in den Hort, wo wilde Spiele gespielt werden, während die „Tanten“ mit Handarbeiten weit davon entfernt beisammensitzen. Er ist kräftig und kann sich verteidigen, wenn er angegriffen wird. Ermutigt durch diese Erfolge, greift er seinerseits andere an. In der Schule kommt er nicht mit. Die Schularbeiten werden im Hort angeblich überwacht, aber es gelingt ihm leicht, davonzukommen: Er bietet kleine Hilfsleistungen an und entgeht öfter der Aufsicht. Meist wird er als einer der letzten vom Hort abgeholt.

Später bummelt er alleine nach Hause. Unterwegs trifft er Ältere, die alles Mögliche „vorhaben“. Er schließt sich ihnen auch innerlich an. Um anerkannt zu werden, muss er ihnen gehorchen. Das beherrscht er bald sehr gut, errät ihre Wünsche und kommt ihnen dann zuvor. Seine Heimat wird mehr und mehr die Gruppe der Jungen. Sie werden wenig beaufsichtigt und zu Hause mehr oder weniger ignoriert. Die Eltern haben keine Zeit für sie und

haben auch selbst zu wenig gelernt, um ihnen Anregungen geben zu können.

Der Junge scheitert in der ersten Klasse. Er darf sie wiederholen. Beim Wiederholen schafft er die erste Klasse knapp. Damit entgeht er der Sonderschule. Von seinem dritten Schuljahr an sparen die Eltern das Geld für den Hort. Er geht nun nach der Schule nach Hause. Die Eltern haben ihm ein Zimmer im Keller ausgebaut, das er erreichen kann, ohne das übrige Haus zu betreten. Auf diese Weise riskieren sie keinen Einbruch, keinen Schaden. In seinem Kellerzimmer steht ein Kühlschrank, in dem er Getränke und etwas zu essen findet. Chips sind immer reichlich vorhanden. Er hat den ausrangierten Fernseher in seinem Zimmer, den er anschaltet, sobald er von der Schule nach Hause kommt, und ausschaltet, wenn er schlafengeht. Seine Eltern kommen regelmäßig nach der Arbeit in seinem Kellerzimmer vorbei und fragen ihn, wie es ihm geht. Die Antwort warten sie so gut wie nie ab.

Wenn er später ins Haus raufgeht, gibt es auch zum Abendessen Fernsehen. Die Mutter ist sehr erschöpft, der Vater liest die Zeitung, während sie abräumt. Schließlich fragt der Vater, ob der Junge heute irgendwas Vernünftiges getan habe. Der Junge weiß nicht, was der Vater damit meint, und bleibt die Antwort schuldig. Der Vater seufzt und öffnet die nächste Bierdose.

Die älteren Jungen trifft er immer noch. Er darf niemanden mit in sein Kellerzimmer nehmen. Als er es doch einmal tut, verraten ihn die Nachbarn, die es beobachtet haben. Der Vater bestraft ihn. Der Junge setzt durch, dass er zum Geburtstag eine Jacke bekommt, dasselbe Modell wie die andern in der Gruppe tragen.

Als er eines Tages – inzwischen ist er 14 – mit rasiertem Kopf nach Hause kommt, schlägt ihn die Mutter spontan, weil sie ihn so hässlich findet. Er hatte so hübsche blonde Locken! Der Vater lacht ihn aus. Beides bestärkt ihn: Für seine Gruppe will er gerne alles aushalten!

Seit Kurzem gibt es Freibier in der Gruppe. Er gehört zu den Jüngeren und erfährt nicht, woher es stammt. Sie haben jetzt öfter etwas vor: werfen Farbbeutel gegen Hauswände und schlagen auch schon mal eine Scheibe ein. Als er mit zwei anderen, die auch so jung wie er sind, dasselbe auf eigene Faust macht, halten die anderen Gericht über die drei und bestrafen sie durch Bierentzug und Schläge. Auf diese Weise erfährt er, dass nur bestimmte Häuser gefärbt und nur die Fenster bestimmter Häuser zerschlagen werden dürfen.

Die Jungen sind ein eingespieltes Team, seit Neuestem auch mit Stöcken, Schlagringen und Ketten bewaffnet. Damit sie sich verteidigen können, sagen die Chefs. Sie sprühen jetzt Hakenkreuze auf leere Flächen und „Ausländer raus!“ Was Ausländer sind, weiß der Junge: Alle Leute, die schwarze Haare und schwarze Augen haben. Er weiß auch, dass das Hakenkreuz Hakenkreuz heißt und mit Leuten zu tun hat, die Nazis genannt werden. Er hat noch keine gesehen.

Figur II

Er studiert Psychologie. Kein grüner Junge, sondern die baföggeförderte („elternunabhängige“) zweite Ausbildung. Er war zuerst kaufmännischer Angestellter, hat Abitur in der Abendschule

nachgemacht. Er weiß, was er will: Er will „wie alle anderen auch“ Macht über Menschen. Zu dem Zweck studiert er Psychologie.

Er will schon immer diese Macht. Seine Eltern hatten ihm nicht viel zu geben, weder Gefühle noch Bildung noch Geld. Sein Vater war ein frustrierter Maurer, sehr stark und nie Polier geworden. Immer saß ihm ein anderer vor der Nase und im Winter musste er seine Bärenkräfte in der Wohnküche einsperren. Die Frau war recht pfiffig, die Mutter. Sie war eine jüngere Tochter unter vielen Geschwistern und gedrängt worden, früh zu heiraten: ein Fresser weniger! Was sie vom Nähen nach Hause brachte, war kein Grund für die Familie, sie länger als notwendig zu halten. Sie hatte für das einzige Kind, den Sohn, immer einen Weg gekannt, die Brutalität des Vaters zu mildern. Der Vater lehnte sich nicht offen gegen seine Frau auf, die ihn mit Demütigungen bestrafte, wenn er den Sohn misshandelte. Sie zeigte ihm dann deutlich und schmerzhaft, wie beschränkt sein Verstand war und dass seine Kraft nur in den Muskeln saß. Er fügte sich. Trotzdem gab es Gelegenheiten, den Sohn die Macht des Vaters spüren zu lassen. Von klein auf. Und von klein auf festigte sich im Sohn das Bedürfnis, später der Wille und dann der bewusste Vorsatz, selbst einmal Macht über andere auszuüben. Weil er sehr leicht lernte, durfte er die Realschule besuchen, fast sogar das Gymnasium, aber Lernen interessierte ihn damals noch nicht. Er multiplizierte seine nicht gerade großen Kräfte mit den Mitteln einer Kampfsportdisziplin. Auch hierbei half ihm sein schneller Verstand.

Er hatte erwartet, er werde sich als Weißkragen-Arbeiter zu einer höheren Stellung raufarbeiten können und dann anderen befehlen können. Das lief aber nicht so, wie er es sich gedacht

hatte, und er merkte dann auch, dass ihn die Macht, die ihm seine Intelligenz und seine genaue Beobachtung über andere Menschenseelen verschafften, mehr interessierte als die von einem noch so großen Schreibtisch aus. Er las Psychologie-Bücher und begriff dabei, dass Kenntnisse alleine nicht genug Macht verliehen, sondern dass er auch eine geeignete Stellung anstreben müsste, um diese Macht ausüben zu können.

Als Kind hatte er erlebt, dass ihm ein Lehrer seinen Willen aufgezwungen hatte. Nicht mit Gewalt, wie es der Vater versucht hatte, sondern mit „Beeinflussung“. Später erfuhr er, dass es wohl Hypnose gewesen sein musste. Er hatte sich damals völlig ohnmächtig gefühlt und genau dieses Gefühl sollten andere ihm gegenüber haben!

Eines Tages kam der berühmte Zauberkünstler in die kleine Stadt, in der er damals mit seinen Eltern lebte. Er mochte 13 oder 14 gewesen sein. Er strich vor und nach allen Vorstellungen um den Mann herum und der bemerkte ihn schließlich. Er war ein hübscher Junge und gefiel dem Zauberer. Der lud ihn ein, wollte zärtlich werden und durfte es auch. Unter einer Bedingung. Zwar durfte der Mann auf der Bühne seine Hypnosekünste nicht offen zeigen, aber der Junge hatte doch bald erkannt, dass da heimlich etwas vor sich ging, das er inzwischen nicht mehr „beeinflussen“, sondern „hypnotisieren“ nannte. Der Preis für geduldete Zärtlichkeiten waren also Unterrichtsstunden in Hypnose. Der Schüler war gelehrig. Sie trennten sich nach ein paar Wochen: der Zauberer traurig, der Junge zufrieden.

Dann kam die Lehre zum Bürokaufmann. Er versuchte an Stellen, wo es nicht auffiel, seine Hypnosekünste und konnte mit den

Ergebnissen zufrieden sein. Nun studiert er also im 3. Semester Psychologie. Er ist ein wacher Beobachter.

Eine Zusammenführung

der Figuren könnte sein: Resozialisierungsversuch des inzwischen straffällig gewordenen und verurteilten Jugendlichen. Er sucht Zugehörigkeit und spricht nicht auf die Therapieversuche an, die ihn lehren sollen, seinen Machttrieb konstruktiv(er) einzusetzen.

Triptychon

Die linke Tafel: Der Junge

Er hat farblos-blondes Haar und eine Stubsnase. Sein Kindergesicht auf dem lang gewachsenen schmächtigen Körper ist blass. Seine Mutter hat jahrelang die Wohnung nicht mehr verlassen. Der Vater geht den Alkohol für beide einkaufen. Sein Gesicht ist rot, er torkelt nie. Die Schwester des Jungen ist schon aus dem Haus. Er hält sich so selten wie möglich in der Nähe seiner Eltern auf. Das Geld, das er als Lehrling bekommt, muss er bis auf 40 Mark im Monat abgeben. Die Freunde haben mehr. Aber es sind keine. Sie „denken sich“ dies und das zusammen „aus“. Er trinkt kein Bier wie die anderen, braucht aber Geld, um wegen seiner ausgewachsenen Kleidung nicht ausgelacht zu werden. Sie sprechen darüber, wie sie zu Geld kommen könnten. Kioske überfallen ist eine Nummer zu groß für sie. Der Inhalt der Handtaschen alter Frauen kann interessant sein, muss aber nicht.

Der Junge ist nicht raffiniert, aber sehr versteckt und verschlossen. Er „löst“ seine Probleme selbst. Er braucht Geld für eine neue Jacke. Wo findet man eine Frau mit Handtasche allein? In der Nähe ist ein Friedhof. Er kennt aus dem Fernsehen Strumpfmasken. Sein blonder Haarschopf guckt raus, weil er nur einen Streifen von einem alten Strumpf abgeschnitten hat, denn er hatte Angst zu ersticken. So kann er den Strumpfstreifen leicht rauf- und runterziehen.

Er schlendert über den Friedhof und liest die Grabinschriften. Die alte Frau hat ihr weißes Haare zu einem Knoten aufgesteckt. Sie

hält eine schwarze Handtasche in der rechten Hand und geht auf dem Weg zwischen den Gräbern auf der linken Seite. Sie ist sehr breit und geht sehr aufrecht. Das macht die Sache zu einer Mutprobe – eine schwache kleine alte Frau würde ihm leidtun.

Er rennt von hinten an ihr vorbei, reißt ihr die Tasche weg und läuft weiter. Die Frau fällt schwer mit dem Kopf auf einen Grabstein. Er sieht sich nicht um. Er hat gehört, dass alte Frauen ihre Rente mit sich rumtragen und hat darum den Monatsanfang gewählt. In der Tasche findet er Ausweis, Schlüssel und ein Plastikportemonnaie mit 200 Mark. Es hat sich gelohnt. Er wirft die Tasche mit allem bis auf das Geld am Abend in einen öffentlichen Papierkorb. Es ist ihm egal, was damit wird, aber er will auch nicht ausschließen, dass die alte Frau Schlüssel und Papiere wiederkriegt. Für das Geld kauft er sich die Jacke und zieht sie gleich an. Den wie immer wenig aufmerksamen Eltern erzählt er, er hätte sie billig in einem Second-Hand-Laden gekauft, und zwar gleich von einem, der sie dort eben habe verkaufen wollen. Es ist eine vorgewaschene Jeansjacke, Alter unbestimmbar. Er denkt nicht mehr an die alte Frau.

Jemand hat ihn beobachtet, als er mit der Tasche vom Friedhof kam. Der zeigt ihn an, am nächsten Tag wird der Junge gestellt, der Zeuge identifiziert ihn. Man findet den Rest des Geldes bei ihm. Die Tasche der alten Frau ist unauffindbar, sie ist aus dem Papierkorb verschwunden.

Die rechte Tafel: die alte Frau

Sie füttert Enten am Teich. Manchmal ist sie ein bisschen durcheinander. Sie geht zuweilen auf dem Friedhof spazieren und

rechnet dann nach, wie alt die Leute, die dort liegen, geworden sind. Sie hat keine Verwandten. Klein und zart ist sie und für ihr Alter sehr beweglich. Meist trägt sie ein keckes Hütchen und bemalt sich ein bisschen die Lippen.

Irgendjemand hat ihr die Tasche gestohlen, als sie kurze Zeit bewusstlos war. Sie ist wohl über etwas gestolpert und dann gefallen, genau weiß sie das nicht mehr, als sie wieder aufwacht. Jedenfalls merkt sie da, dass ihre Tasche weg ist. Sie weiß, dass man, wenn einem etwas gestohlen worden ist, zur Polizei gehen soll. Dort erzählt sie dem Beamten, was ihr geschehen ist. Man hört sie nicht in Ruhe an. Obwohl sie immer wieder versichert, jemand müsse ihr die Tasche gestohlen haben, unterstellt die Polizei, sie sei beraubt worden. Schließlich widerspricht sie nicht mehr, weil sie denkt, so bekommt sie ihre Tasche am ehesten zurück. Sie verzweifelt an der Welt, in der jemand einer bewusstlosen alten Frau die Tasche stiehlt. Sie hatte etwa 180 Mark im Portemonnaie.

Die mittlere Tafel: der Sozialarbeiter und seine Arbeit

Wenn jeder - wie er - seinen Teil der Welt in Ordnung hält oder gar bringt, dann „ist die ganze Stadt sauber“, daran glaubt er fest. Die Ursache allen Übels in unseren Wohlstandsländern ist mangelnde Harmonie, sind die Konflikte zwischen Reich und Arm, Alt und Jung … Das hat er am eigenen Leibe erfahren. Seine Frau ist ausgezogen. Sie hatte schon vorher den Jungen gegen seinen Vater aufgehetzt. Der Junge hat dann die amtlich verordneten Besuche durch Schweigen boykottiert. Natürlich hat er nicht

direkt etwas gegen seinen eigenen Sohn. Der ist inzwischen schon lange in der Pubertät. Mit alten Frauen hat er Mitleid, er stellt sich vor, wie seine Mutter jetzt aussähe, wenn sie nicht schon vor langer Zeit gestorben wäre.

Harmonie ist der Schlüssel. Deshalb bewirbt er sich um einen ehrenamtlichen Posten bei einer Täter-Opfer-Ausgleich-Institution. Hauptamtlich ist er für jugendliche Straftäter zuständig. Er soll mit dem Jungen, der den Raub auf dem Friedhof begangen hat, Gespräche führen. Es dauert Tage, bis der Junge sein Unrecht einsieht. Er findet, alte Leute seien überflüssig und „sollten das Geld lieber den Jungen geben“. Der Sozialarbeiter bemerkt, dass Aggressionen in ihm aufsteigen. Er hält sie gut unter Verschluss. Schließlich erreicht er sogar, dass der Junge bereit ist, seinem Opfer zu begegnen. Er stellt ihm Strafminderung in Aussicht, wenn sie sich gütlich einigen könnten und wenn der Junge zu „Ersatzleistungen“ bereit sei.

Was beide nicht wissen: Die alte Frau, der der Junge die Tasche weggerissen hat, ist mit dem Kopf so schwer auf einen Grabstein gefallen, dass sie, nachdem sie eine Stunde später vom Friedhofsgärtner gefunden worden war, in ein Krankenhaus gebracht wurde.

Nun redet der Sozialarbeiter mit der alten Frau, die den Diebstahl ihrer Tasche bei der Polizei hatte melden wollen, der man aber eingeredet hatte, sie sei beraubt worden. Er ergreift innerlich Partei für sie und gegen den Räuber. Er sagt ihr, der Räuber sei schon gefasst, und fragt sie, ob sie zu einem Treffen mit ihm bereit sei. Nach einigen Gesprächen ist sie bereit, „ihrem Räuber“

zu vergeben, wenn er Ersatz leistet. Das verspricht der Sozialarbeiter im Namen des Täters.

Endlich kommt der von beiden gefürchtete Tag und sie stehen einander gegenüber. „Woher soll ich wissen, ob mir dieser Junge die Tasche gestohlen hat? Ich war ja bewusstlos!“ sagt die Frau. Der Junge sieht die kleine zarte Frau an und sagt: „Diese Frau habe ich noch nie gesehen! So einer kleinen dünnen Frau hätte ich doch nie die Tasche weggerissen! Sie könnte ja meine Oma sein! Nein, ‚meine‘ alte Frau war groß und breit!“

New Chapter to Richard Bach's Illusions

> "I guess you know the surest way to loss?" asked Shimoda.
> "Let me think about it," I replied.
> "And to failure?"
> "You will teach me I bet."
> "It's striving to acquire, to hold on to and achieve as much as possible."
> "Sure," I said. "What else could it be?"

One day I talked to Shimoda about a very good friend of mine. "She leads a life that she suffers from, she'll go to ruin with it!" "Yes, Richard, I suppose she will," he replied. "You never take anything seriously," I answered angrily, "don't you understand that I can't tolerate watching her ruin like a spectator in the theater waiting for the fifth act's catastrophe?" "Didn't you chose to be a spectator?" asked Shimoda. "Why don't you go to save her?" "You know very well, Don," I said, "that you can't just go and save someone!" "I really forgot," said Shimoda, "that you are such a clever boy to understand the way things and people work. So let's go for a walk, Richard."

We soon came to a broad river. "Oh, look", shouted Don, "isn't there a head bobbing up and down in the waves?" "Oh, where?" I was excited about his question. When I looked more carefully I found out that it was some piece of wood dancing in the waves. "So what if it had been a person?" Shimoda asked. "O, what, Don, we would have saved him, don't you think so?" "Sure, if we had just happened to be around, Richard." "If not," I said, "he could have tried to swim, couldn't he? At least if he had learned how to

do.” “And if not, he could try to learn it now at the moment that he had real need of it.” “Yes, Don, but look how strong the current is – he would have to be a very strong man to come to the bank, unless he used the force of the river to help him and used his own strength to influence the direction.” “I think you’re right,” said Shimoda, “he shouldn’t struggle against the river but use its power as well as he could.” “So, Don, let’s say he wouldn’t be successful in swimming, he could always shout for help, so that people who are too far to see him but not too far to hear him could hear his shouting und come running to pull him out.” “Yes, Richard, that would be another possibility for him to get out of his disaster.”

“Disaster?” I asked and started thinking of the beginning of our talk. “He could always choose to do without swimming or shouting and just go down.” “Yes, Don,” I said thoughtfully, “he could do so because he felt like following the enticement of the deep.” “Or because of a deep self pity or as a kind of revenge on all those who ever hurt him to make them feel guilty about him,” Shimoda added.

“It is so difficult, Don, to accept such another person’s choice,” I said thinking of my friend. “I see that I don’t help her suffering by watching her going to ruin. I have to accept her choice whatever it will be like and I can’t do anything else for her than tell her: I care for you and I’m ready to do all you want me to do as far as I can in order to help you.” “Yes, Richard, and for the rest remember that she chooses her part in her tragedy as well as you choose the part of a spectator in it. You can only be an actor in your own play, all the rest is nothing but ILLUSIONS.”

“Dear Ingrid Heiseler – What a lovely chapter! No book is finished ever … it’s the chapters we write after the books we read are closed, that matter. Delighted you find ILLUSIONS a friend. Happy flying always, Richard Bach.”

***

„Aber Du bist die jungste aeltere Frau in meinem Leben geworden! 76 eben.. nichts zum glauben.“ Colin in „Oz“ 2012 (Oz ist vor allem in Australien eine umgangssprachliche Bezeichnung für das Land.)

***

Nachlass

Die Dinge verlieren ihren Zusammenhang.

Sie haben ihn schon verloren.

Vorgestern.

Jetzt hat die bemalte Dose nichts mehr mit dem goldenen Löffel zu tun. Die Molas sind Stoffstücke, wozu sie weiter hinter Glas aufbewahren? Die Bücher in den Regalen behaupten noch einen Zusammenhang: Er ist alphabetisch oder auch sachbedingt. Aber schon die Dosen, die vor ihnen stehen, die immer im Weg standen, sodass sie umgestellt werden mussten, wenn ein hinter ihnen stehendes Buch gebraucht wurde, diese Dosen haben jetzt keinen Zusammenhang mehr mit den Büchern. Ähnlichkeit hält manche Stücke zusammen: Sie sehen jetzt aus wie Teile einer Sammlung. Die Vereinzelung der Kleider. Sie sind nicht einmal gleich groß und sie verraten keinen einheitlichen Stil. Die Schranktüren verdecken sie gnädig. Ein paar Teppiche – vielleicht auch als Einzelstücke brauchbar. Versilbern. Ein paar Silbergegenstände. Auch versilbern.

Trödel. Ohne Zusammenhang bleibt kaum etwas anderes als Trödel. Schmerzhaft, ihn loszuschlagen, unmöglich, ihn zu behalten. Der Zusammenhang all dieser Dinge wird begraben.

Am Freitag ist die Beisetzung.

Von derselben Autorin:

Einer tanzt aus der Reihe. Ein erzählender Bericht. Berlin: Till von Heiseler Verlag. Reihe: edition sisyphos 1990.

Lost in Goa. Ein Abenteuer in Indien. Berlin: Lotos Verlag Roland Beer 2001.

Leben10Anfänge. Bestandsaufnahme 2011. Belm-Vehrte/Osnabrück: Sozio-Publishing 2011.

- Studium der Germanistik, Theologie und Pädagogik: Abschluss an der Universität Göttingen
- Zusatzausbildungen u.a. in Gesprächstherapie (GwG), Gruppenmoderation, Gordon-Lehrertraining, Systemischer Beratung und Mediation
- Autorin des „erzählenden Berichts" *Einer tanzt aus der Reihe* (1990), des Romans *Lost in Goa* (2001) und von *Leben10Anfänge* (2011)

Foto: Manfred Hensel

- Seit 2002 Übersetzungen und Lektorate von Publikationen auf dem Gebiet Frieden und Konfliktbearbeitung: Bis 2013 als Bücher erschienen: John A. McConnell, *Achtsame Mediation,* Johan Galtung, *Neue Wege zum Frieden,* derselbe, *Konflikte und Konfliktlösungen,* Michael Henderson*, Die Macht der Vergebung*, Pat Patfoort, *Sich verteidigen*

ohne anzugreifen (aus dem Französischen), Jean Bricmont, *Humanitärer Imperialismus,* Dietrich Fischer, *Umfassende Sicherheit mit friedlichen Mitteln,* Ira Chernus, *Warum handeln wir gewaltfrei?* und *Mein Leben. Autobiographie des Abdul Ghaffar Khan* und *Mein Leben.* Uri Avnery, *Israel im arabischen Frühling.* Roman (aus Tamil aus Englisch): Salma*, Die Stunde nach Mitternacht.*.

Dazu Übersetzungen im Internet, u. a. http://www.peakoilandhumanity.com/ und Übersetzungen des israelischen Kolumnisten Uri Avnery (wöchentlich) auf lebenshaus-alb.de

- Homepage: http://me.ingridvonheiseler.de